

Jean Pauls  
Taschendruckerei



Jean Pauls

**Taschendruckerei**

Im Verlag  
von Josef Maria Wutz  
Auenthal 2013

### Erste Vorrede

Müssen jugendliche Autoren heute eigentlich Jean Paul kennen? Zucken nicht sogar Deutschlehrer eher mit den Achseln, wenn man sie danach fragt? Ist Jean Paul denn nur noch ein Fall für Literaturwissenschaftler, die sich von seinen irrlichternden Texten in eine bildungsbürgerliche Bücherzeit vor Phänomen wie E-Book und Twitter-Romane zurückversetzen lassen wollen?

Wenn ich mir die echte, bitter grausame Armut, die Jean Paul nach dem Tod seines Vaters erlebte, vorstellen will, kommen mir eher Bilder von Charles-Dickens-Verfilmungen in den Sinn als dass für mich die existenzielle Angst, die Jean Paul jahrelang begleitet haben muss, wirklich nachvollziehbar ist. Heute würde die Familie – der Vater war evangelischer Pfarrer – wahrscheinlich von einer Beamtenpension leben können, und Jean Paul hätte darüber hinaus Anspruch auf Bafög gehabt.

Die Lernumstände von Jean Paul und die der Jugendlichen von heute könnten kaum unterschiedlicher sein. Jean Paul erwarb seine Schulbildung in einem pädagogischen System, das vor allem auf Wiederholung und Auswendiglernen setzte. Jean Pauls kreative Energie floss – angeregt von seinem Förderer Erhart Friedrich Vogel – bald in seine Gedankenhefte, in denen er sich schon als Ju-

gendlicher schriftstellerisch auslebte. Die Jugendlichen heute sind dagegen pädagogischen Konzepten wie dem «Entdeckenden Lernen» und dem «Kommunikativen Unterricht» ausgesetzt. Das Bearbeiten von Texten ist zu einer – oft nicht sonderlich beliebten – Übung geworden.

Jean Pauls Texte sind in der Salonkultur eines Bildungsbürgertums erfolgreich, das gerade erst anfang, sich zu emanzipieren. Hier geht sein Stern auf. Lesen und Bücher kaufen konnte sich längst nicht jeder leisten. Sagt das jugendlichen Autoren heute noch etwas? Heute sind Bücher für alle les- und erreichbar, was unter anderem für eine Schnelligkeit im Buchkonsum sorgt, der Jean Pauls Texten nicht gerade entgegenkommen. Außerdem muss die Ware Buch mit anderen Waren des Freizeitmarkts konkurrieren.

Lohnt sich da Lektüre von Jean Paul denn überhaupt? Können Jugendliche, besonders jugendliche Autoren etwas mitnehmen? Diese Frage würde ich natürlich nicht stellen, wenn ich sie nicht im Anschluss klar mit ja beantworten würde. Wer sich mit Jean Pauls oft skurrilen, immer sorgfältig gestalteten Figuren beschäftigt, wird danach seine Leser nicht mehr mit stereotypen Protagonisten langweilen. Wer sich die Zeit nimmt, um sich mit Jean Pauls kunstvoller Sprache, seinen Wortschöpfungen,

seinen Hypotaxen und seinem hintergründig ironischen Ton zu beschäftigen, wird seine eigene Prosa immer wieder durcharbeiten und verbessern wollen. Wer sich die Leidenschaft, mit der Jean Paul geschrieben hat, zum Vorbild nimmt, hat eine Chance, richtig gut zu werden.

Die von der Jury ausgewählten Texte stammen alle von jungen Autorinnen und Autoren, die in ihrem Schreiben diese Aspekte zeigen. Aber ich möchte mich bei allen Teilnehmern und Teilnehmerinnen bedanken, die ihre Texte eingesandt und so einen Einblick in ihr Schreiben gewährt haben. Ich wünsche ihnen allen, dass sie weitermachen, dass sie sich nicht entmutigen lassen – jedenfalls nicht allzu lange – und dass sie mindestens genauso viel Freude am Schreiben haben, wie Jean Paul sie hatte.

Stefan Kellner

## Zweite Vorrede



Peter Fischerbauer: Falter

Jean Paul regt an. Auch heute noch, 250 Jahre nach seiner Geburt – dies zeigt schon ein Blick in das fingerdicke Jubiläumsprogramm mit den unterschiedlichsten Veranstaltungen. Er regt aber auch an, nach den Rezepten in seinen Büchern zu kochen oder ein spezielles Bier zu brauen, nach seinen Texten Musik zu komponieren oder Bilder zu malen. Auch der 200 km lange Jean-Paul-Weg, der durch die Stationen seines Lebens in Oberfranken führt, ist eine gewaltige Initiative. Neuerdings gibt es auch eine App zu diesem Weg und zu Leben und Werk von Jean Paul.

Vor allem aber regt Jean Paul zum Schreiben an. Bekannte und berühmte Autorinnen und Autoren berufen sich auf ihn, haben von ihm gelernt, sind von ihm fasziniert. Ganz zu schweigen davon, dass sich die Literaturwissenschaft lebhaft mit ihm auseinandersetzt und immer wieder neue Aspekte in seinem Werk findet.

Der Wettbewerb «Jean Pauls Taschendruckerei» hat sich gezielt an Schülerinnen und Schüler gerichtet. Er war gewiss ein Wagnis für die Initiatoren, denn es hätte sein können, dass niemand auf den Aufruf reagiert. Dies hätte bedeutet, dass Jean Paul ein Autor sei, mit dem nur Erwachsene etwas anfangen können. Doch das Gegenteil war

Julia Knapp

## Jean Pauls Taschendruckerei Der Wettbewerb

der Fall: Über 160 Einsendungen hatte die Jury zu sichten! Und sie hatte es mit ihrer Entscheidung nicht leicht; denn viele interessante, witzige, spannende Texte wurden eingereicht – aus Oberfranken, aber auch aus dem übrigen Deutschland und sogar aus Frankreich. Den Initiatoren von «Jean Pauls Taschendruckerei», Frau Julia Knapp und Dr. Christian Schmidt vom Verein «Jean Paul 2013 e.V.», ist dafür sehr zu danken, denn sie haben das Jubiläumsjahr um einen wesentlichen Aspekt bereichert.

Das Literaturportal Bayern [www.literaturportal-bayern.de](http://www.literaturportal-bayern.de) will die vergangene und gegenwärtige literarische Landschaft in Bayern abbilden. Es hat mehrere lexikalische Elemente, etwa ein Autoren- und ein Zeitschriftenlexikon; darüber hinaus will es sich in aktuelle Debatten einmischen und Autorinnen und Autoren ein Forum zur Verfügung stellen. Es rezipiert nicht nur Literatur, es produziert sie auch – der Blog des Literaturportals ist dafür ein anschauliches Beispiel. Deshalb freuen wir uns sehr, dass wir die besten Texte aus dem Wettbewerb «Jean Pauls Taschendruckerei» im Literaturportal Bayern präsentieren können. Mit den Bildern von Peter Fischerbauer zeigen sie, welche Impulse Jean Paul auch heute noch geben kann.

Jean Paul, der berühmte Dichter, dessen großes Jubiläum zum 250. Geburtstag im Jahr 2013 gefeiert wird, ist in Armut aufgewachsen. Schon früh hat er sehr gerne gelesen, aber Bücher waren damals ein teurer Luxus, seine Eltern konnten ihm keinen Lesestoff kaufen. Der Jugendliche hatte aber das große Glück, dass er sich Bücher ausleihen durfte – privat, denn öffentliche Bibliotheken, wie wir sie heute kennen, gab es damals fast keine. Um nichts von dem zu vergessen, was er gelesen hatte, schrieb der Jugendliche die wichtigsten Stellen ab, bevor er die Bücher wieder zurückgab. Diese Technik des «Exzerpierens» hat der spätere Erfolgsautor sein Leben lang beibehalten. Aber nicht nur Jean Paul selbst, auch viele seiner Romanfiguren haben sich im Schreiben geübt – z.B. das «Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal». Auch Wutz schreibt aus Armut, da er sich keine eigenen Bücher leisten kann. Er orientiert sich dabei an den Titeln aus den «Meßkatalogen», den Katalogen zu den Leipziger Buchmessen – und schreibt zu den bekannten Titeln neue Geschichten.

So wurde Maria Wutz zur Leitfigur in unserem Schülerschreibwettbewerb «Jean Pauls Taschendruckerei». Rund sechs Monate Zeit hatten Jugendliche fast aller Schularten ab der siebten Klasse, um ihre Geschichten zu den vier

Titeln «Der Komet», «Der Maschinenmann», «Dr. Katzenbergers Badereise» und «Des Luftschiffers GiannoZZo Seebuch» an das Bayreuther Projektbüro «Jean Paul 2013» zu senden. Dass es sich bei diesen vier Geschichten allesamt um Jean-Paul-Titel handelt, braucht man freilich nicht eigens zu erwähnen.

Über 160 Einsendungen aus ganz Deutschland und Frankreich kamen in Bayreuth an. Die Jugendbuchautorin Agnes Hammer, die Schriftstellerin und Literaturpädagogin Iris Wolff, der Kulturmanager und Künstler Philipp Riedel, der Literaturwissenschaftler Dr. Christian Schmidt, die Oberstudienrätin Tabea-Stephanie Amtmann und die Literaturwissenschaftlerin Julia Knapp stellten sich der schweren Aufgabe, aus den witzigen, tiefgründigen und kreativen Einsendungen 24 Geschichten auszuwählen, die nun in diesem Büchlein versammelt sind. Die elektronische Version der Publikation ist auf der online-Präsenz des Literaturportals Bayern zu finden.

Mirjam Ahrens, Magdalena Dörfler, Kathrin Neuber, Zazie-Charlotte Pfeiffer, Milena Plamper, Ansgar RiediBer, und Katharina Wagner präsentieren ihre Geschichte darüber hinaus in Jean Pauls Geburtsstadt Wunsiedel bei einer öffentlichen Veranstaltung am 13. September 2013.

Der Verein «Jean Paul 2013 e.V.» dankt den Helfern, Förderern, Spendern und Sponsoren, die das Projekt ermöglicht haben, allen voran der Oberfrankenstiftung. Wir sind uns sicher, dass die «Taschendruckerei» einen wichtigen Beitrag zur Verbreitung Jean Pauls unter seinen künftigen Lesern darstellt.

Ein besonderer Dank gilt auch Eva Nürnberger, die im Rahmen eines Praktikums maßgeblich zum Gelingen des Projekts beigetragen hat.

Im Namen des Vereins «Jean Paul 2013» wünschen die Mitarbeiter des Projektbüros viel Freude beim Lesen.

Iris Wolff

## Einführung: Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch



Peter Fischerbauer: Natalie

Der Himmel ist nichts anderes als «der Vergrößerungsspiegel einer schimmernden Erde», heißt es im «Titan», in den die Erzählung «Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch» eingefügt ist. Was verändert sich, wenn man die Welt von oben betrachtet? Wälder und Äcker fügen sich wie Mosaikstücke zusammen, das Meer leuchtet unter der Sonne, Wolken werfen wandernde Schatten auf die Erde. Hier wird eine Wiese gemäht, dort ziehen Reiter aus, in einem Haus herrscht große Freude, gleich nebenan Traurigkeit. Die Vogelperspektive offenbart die oftmals verstörende Schönheit und Gleichzeitigkeit dessen, was geschieht. Beides einzufangen, Schönheit und Trauer, Zusammenhänge und Bruchstücke gehört zum Handwerk des Schreibens. Ein Autor braucht den Blick fürs Detail, den Mut, sich kleinen, unscheinbaren Dingen zu widmen, sie wertzuschätzen und schreibend festzuhalten. Doch ebenso braucht es die Fähigkeit loszulassen, zwischen beidem hin und her zu wechseln. Jean Pauls Luftschiffer Giannozzo nimmt Anteil am Leben der Erde, doch er ist immer bereit zu fliehen, sich fortreiben zu lassen.

Leon Fichtner erfindet Giannozzos fünfzehnte Fahrt und nimmt in einer lakonisch-witzigen Erzählung genau dieses Motiv auf: Sein Luftschiffer will die Erde hinter

Leon Fichtner

## Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch: Fünfzehnte Fahrt

sich lassen, er hat genug von all den Intrigen und Machenschaften der Menschen. Der sternübersäte Himmel scheint ihm ein reizvolleres Ziel. Er folgt einem hellen Licht, tritt durch eine Tür und findet letztlich genau das, wovor er flieht. Rebekka Sterkel dreht die Perspektive um: Hier ist es Giannozzos Sohn, der sich – dem Leben in luftigen Höhen überdrüssig – nach der Erde und der Schönheit des Meeres sehnt. Er begibt sich als Lehrling in die Hände des geheimnisvollen T. Jenkins und kommt so seinem Traum ein großes Stück näher. Wer wissen will, wie Johann Paul Friedrich Richter zu seinem Künstlernamen kam, der sollte die Geschichte von Kathrin Neuber lesen. Die mit viel Phantasie und Talent erzählte Begebenheit – der junge Richter trifft auf seinem Schulweg den Luftschiffer Giannozzo – überrascht zuletzt mit einer ebenso romantischen wie wünschenswerten Parole.

«Der Scherz ist unerschöpflich, nicht der Ernst», heißt es in Jean Pauls Original. Nach dem Lesen der Erzählungen möchte man ergänzen: Unerschöpflich ist auch die Phantasie.

Nach diesem Unwetter treibt mich mein Kutter wieder herauf, dabei schreie ich aus ganzer Kehle: «Sehet her ihr Menschen, ich habe es überlebt, so wie ich eure Schmach und Intrigen überlebt habe. Ich steige zur Sonne hinauf so sicher wie das es in diesem geplagten, von Kriegen zerrissenen Land niemals Einigkeit geben wird.» Langsam bemerke ich, dass ich zu hoch steige und mein Kutter die höchste Schnelle erreicht. Siebentausend Fuß zwischen mir und dem Boden, sodass mir scheint, als wäre ich in dieser Höhe gefangen. Unter mir sehe ich die ganzen, von Menschenhand gebauten Häuser, Schlösser, Burgen, Klöster und Straßen, die immer kleiner werden, als würde sich die Erde von meinem Kutter wegbewegen. Jetzt denke ich gar nicht mehr daran, nochmal zu dieser Erde und zu den lächerlichen Kauzen zurückzukehren, die unter mir ihr jämmerliches Dasein fristen und denken, man könnte alle Konflikte dieser Welt nur mit Schießpulver und geschmiedetem Stahl lösen.

Die Sterne brennen am Himmel so herrlich und ich komme ihnen immer näher. Auf einmal fließt die Fläche auf allen Seiten ins Unendliche hinaus und wird komplett schwarz, so wie die Seelen derer, die auf dieser alten Erde hausen, von der ich mich jetzt unweigerlich fortbewege.

In mir kommt eine rechte Euphorie auf, dass ich diesen verlogenen Wesen nun so unendlich fern bin.

Nur ganz schwach dünkt mir, ich würde ganz weit entfernt ein Licht sehen, und mein Kutter treibt mich genau dorthin. Jetzt ist es mir gewiss, denn das Licht wird immer heller in meinen Augen, es ist mir, als würde ich in einem Tunnel schippern, und ich komme dem Ende immer näher. Jetzt, vom Ehrgeiz gepackt, fülle ich noch mehr durch meinen Brenner erhitzte Luft in meine Segel und schmeiße allen unnötigen Ballast ab. Jetzt bin ich endlich am Ziel und das mich im Tunnel umgebende Schwarz wechselt sich mit strahlenden, ja göttlichem Weiß ab, das kein armer Teufel und auch nicht der echte erzeugen könnte. Aus dieser Schönheit und Reinheit des Lichts kann ich eine kleine unscheinbare Tür sehen, die offen steht und mit edlen Diamanten geschmückt ist. Ich lasse Luft aus meinen Segeln und steige zu der Türe hinab, werfe meinen Anker aus dem Korb, der sich sofort am Boden verfängt, sodass ich mitsamt meinem Kutters neben der Türe lande. Nun trete ich ein und bemerke einen Menschen, der hinter der Tür wartet.

Er stellt sich mit Petrus vor und er ist mir, ganz gegen meinen Willen, nicht verhasst. Petrus lässt mich ein in das

von ihm genannte «Gottes Reich», also entschwinde ich durch das sich gerade öffnende Tor. Hinter diesem Tor angelangt ist die Welt so schön, dass ich mit der Schiffferei sofort aufhören könnte, nur um ein, wie man sagt, normales Leben hier zu führen, und ich würde mich mitnichten den ganzen Tag über alles erboßen, was ich mir denke und finde.

Plötzlich kommt eine ganze Heerschar Menschen auf mich zu – dabei bin ich gerade vor der Hölle geflohen – und diese wollen schlimmstenfalls meine Freundschaft und wenn das nicht, so doch wenigstens meine Bekanntschaft machen. Sie rufen mir Unverständliches zu und manche singen so laut, dass es mir ein Graus ist.

Ich entschieße vor diesem Narren- und Lumpenpack zu fliehen, sodass mich der mir nicht unsympathische Petrus an ihm vorbeilaufen, in mein Luftschiff springen und ablegen sieht und sich dabei recht wundert. So fliege ich mit meinem Kutter immer weiter umher und segle noch ab und an an der Türe vorbei, bei der ich mich jedes Mal frage, ob diese schrecklichen Menschen dahinter noch da sind und ich es ausprobieren könnte, jedoch macht diese Gedanken mein Hass auf dergleichen sofort wieder zunichte.

## Das Geheimnis des T. Jenkins oder Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch

Mein Leben lang verbrachte ich nun schon auf dem Schiff. Mein Vater war Kapitän der «Change of Wind» genauso wie mein Großvater und viele andere Generationen der Giannozzos die lange vor mir lebten. Alle waren sie Kapitän, wodurch es für mich schlichtweg normal geworden war aufgrund meines Namens erkannt zu werden.

Luftschiffe gibt es meines Wissens 78 im Moment jedoch bin ich mir dessen nicht zu hundert Prozent sicher, da Maria Wesley bereits vor zwei Monaten angekündigt hatte, ein neues Schiff anfertigen zu lassen. Maria Wesley ist eine sehr bekannte und wohlhabende Tochter des hoch angesehenen Kapitäns Peter Wesley, dem die «Storm is Gold» gehört.

Von der Fertigstellung des Schiffes habe ich jedoch bisher noch nichts gehört. Da Maria als zweites Kind des Kapitäns das Schiff nicht geerbt hätte, es jedoch schon immer ihr größter Wunsch war, Kapitän eines Schiffes zu sein, wagt sie diesen außergewöhnlichen Schritt.

Jedenfalls, und darauf wollte ich nun eigentlich hinaus, sind es weit weniger Schiffe als die, die sich auf den Weiten der Meere tummeln.

In meiner frühen Kindheit erzählten meine Eltern mir und meinen Geschwistern immer wieder fantastische Ge-

schichten über die wunderschönen Meere der Welt, die prachtvollen Schiffe und eigenartigen Wesen, welche sich Fische nennen, und die es ganz ohne Flügel oder Beine schaffen zu überleben.

Natürlich glaubten wir unseren Eltern nicht. Wir alle wussten dass das nur Märchen sind.

Oder besser gesagt, wir dachten es.

Denn es gab im ganzen Wolkenhimmel nur ein einziges Geheimnis, welches keiner von uns Kindern zu lüften vermochte. Das Geheimnis des T. Jenkins.

T. Jenkins war damals ein unheimlicher Mann, den die meisten Menschen so gut es geht mieden.

Eigenartigerweise trafen sich die wichtigsten Schiffskapitäne und Händler jeden Tag mit ihm mindestens eine, meistens jedoch mehrere Stunden lang, auf der Hauptinsel.

Zuhören durfte ihnen jedoch keiner und um was es bei diesen Treffen ging erfuhr ebenfalls keiner.

Eben das war das Geheimnisvolle an T. Jenkins.

Eines Tages, als wir gerade zufällig mit der Crew auf der Hauptinsel unterwegs waren, traf ich auf Mister Jenkins. Er sah ziemlich besorgt aus. Ich fragte mich, was wohl

mit ihm los sei, bis er mich plötzlich ansprach. «Du bist der Sohn vom Giannozzo nicht wahr?»

Diese Frage verwirrte mich ein wenig. Jenkins war nämlich normalerweise überhaupt nicht gesprächig. Um ehrlich zu sein, hatte ich bis jetzt gerade nur einmal in meinem Leben mit ihm geredet, und das war schon ein ganz schönes Weilchen her.

«Ja, der bin ich», antwortete ich höflich, «ich bin Silvano Giannozzo, das älteste seiner drei Kinder.»

Jenkins starrte mich an. «Ich habe gehört dir liegt nicht gerade viel daran, Kapitän zu werden, obwohl du das Erbrecht besitzt», raunte Jenkins und betrachtete mich weiterhin mit sehr ernstem Blick.

Nun, damit hatte Jenkins wohl ins Schwarze getroffen. Es hatte mich noch nie großartig interessiert, Kapitän zu werden. Das ganze «Luftschiff - Ding» war für mich langweilig geworden, nachdem ich nun mal mein ganzes Leben auf dem Schiff verbracht hatte.

Ich wollte raus aus diesem Alltagstrott, um an Land zu gehen und dort mein Leben als Händler zu verbringen. Jedoch hatte ich diese Tatsache außerhalb meiner Familie nie erwähnt, um meinen Vater nicht bloßzustellen. Es war ja so schon hart genug für ihn.

Ich bejahte Jenkins also immer noch völlig verwirrt.

Jenkins wollte mich zu seinem Lehrling machen und ich stimmte zu, nichtsahnend was mir da bevorstand.

Von diesem Tag an erfuhr ich Dinge, die ich niemals für möglich gehalten hätte. Das Geheimnis um Jenkins lüftete sich spätestens, als wir uns in einem äußerst eigenartiges Fortbewegungsmittel auf die Erde zubewegten.

All die alten Kindermärchen und die Geschichten, die von der unteren Welt handelten und vor allem von dem Meer, welches mich in seiner Schönheit und Macht geradezu blendete, waren keine Fiktion. Sie waren echt. Ich konnte es absolut nicht fassen. Empfangen wurden wir von einem Geheimdienst. Jenkins erzählte mir, dass die Menschen auf der unteren Welt ebenso wenig von uns wussten, wie wir Luftschiffer über diese Landmenschen, so nannte Jenkins sie immer.

Unsere Aufgabe war es, für uns ganz normale Gegenstände gegen sehr wertvolle und für die Menschen ebenfalls normalen Gegenständen zu tauschen. Wir handelten was das Zeug hielt.

Am besten ließen sich die Meteoriten verkaufen. Zu meiner Verwunderung wussten diese Menschen zwar von Me-

eteoriten, gesehen hatten sie jedoch keine. Einige Wissenschaftler wollten jedoch beweisen, dass bestimmte Täler eigentlich Meteoritenkrater seien, wozu sie Stücke von Meteoriten brauchten.

Wir Luftschiffer fingen jeden noch so kleinen Meteoriten auf. Ein Verfahren, welches ich nie wirklich verstanden hatte. Jenkins erklärte mir jedoch, dass diese Meteoriten, würden sie doch einmal durch die Wolken fallen, eine gewaltige Geschwindigkeit an den Tag legen würden auf dem Weg zur Erde. Deswegen fingen wir sie ab, um die Erdbewohner vor dieser großen Gefahr zu schützen. Wir Luftmenschen bauten auf den Inseln oben im Wolkenhimmel die Häuser aus Meteoriten. Anders als auf der Erde, die wirklich extrem viele Bewohner hat und so riesige Häuser.

Außerdem verkauften wir viele Vögel, die wir oben zur Genüge hatten. Die Erdbewohner jedoch hatten noch nie von dieser Art Vogel gehört. Zubereitet wurden diese Tiere dann oft in den feinsten Restaurants der Welt. Auf der Speisekarte ist dann zu lesen, diese Vögel seien exotische Tiere aus dem Regenwald. Auch Kräuter und Früchte konnten wir gut verkaufen. All das kam dann in die so genannte Gourmetküche.

Fische kauften wir leider nicht, jedoch viele andere Dinge, die es bei uns nicht gab, wie zum Beispiel einiges an Salz und ein paar Würmer die den Boden auf unseren Inseln auflockern sollten.

Immer öfter fuhren wir runter auf die Erde und ich erwarb die wundervollsten Dinge.

Inzwischen war ich sogar in den Geschmack dieses köstlichen Fisches gekommen und tatsächlich einmal im Meer gewesen.

Seitdem sammle ich bei jedem Besuch auf der Erde alle Informationen die ich über die See kriegen kann und schreibe sie in ein kleines blaues Büchlein.

Denn meine Entscheidung war gefallen. Ich wollte nie Luftschiffkapitän werden und werde es auch nie sein.

Sondern eines Tages wenn ich meine neue Aufgabe des Handelns zwischen Luftraum und Erde weitergegeben habe, will ich Seefahrer werden und mein Glück auf dem wunderschönen, mächtigen Weiten des Ozeans versuchen.

## Das bunte Luftschiff

«So was Blödes aber auch. Jetzt sind die Ferien wieder vorbei.», dachte sich Johann Paul Friedrich Richter. Er war gerade dabei, zur Schule zu gehen. Auf dem Weg kam er an der Bäckerei und an vielen anderen Häusern vorbei. «Die Häuser sehen so langweilig aus», dachte er, «Sie müssten bunt sein. Jedes müsste eine andere Farbe haben.» Jetzt kam er zum Hexenhaus. Das Hexenhaus wurde so genannt, da es schon total verfallen war. Jeden Morgen blieb er davor stehen und schaute es sich an. «Mist! Immer das gleiche!», sagte da jemand. Johann zuckte zusammen. Das kam vom Hexenhaus. «Sind das Gespenster?», fragt er sich schauernd. Er nahm allen Mut zusammen und schlich darauf zu. «Ojemine, ojemine!», jammerte die Stimme. Johann konnte sie jetzt deutlich hören. Sein Herz schlug immer schneller und lauter. Er lugte um die Ecke ... und erschrak. Da stand etwas Großes und Schwarzes. Er wagte noch einen Blick und konnte einen Mann mit verrußter, aber ursprünglich bunter Kleidung sehen. Neben ihm saß ein kleiner weißer Hund, der auch dreckig war. Sie kehrten ihm den Rücken zu und schauten auf etwas, das aussah wie ein Schiff, welches mitten im Hof des Hauses stand. Johann war sehr erleichtert, dass in dem Haus keine Gespenster oder

gar Hexen wohnten und wagte sich nun mutig noch näher heranzuschleichen, um mehr zu erkennen. Laut knarzte der Boden unter seinen Füßen und Johann erstarrte. Der Mann drehte sich um und Johann konnte sein schwarzes Gesicht sehen. «Hallo!», sagte er, «Ich bin Giannozzo Seebuch und das ist Jasper.» Er deutete auf den Hund neben sich. «Mein Beruf ist Luftschiffer. Oft fliege ich mit meinem Schiff Zenora, um die Erde und manchmal auch ins All. Allerdings ist es abgestürzt. Und wer bist du?», fragte er. «Ich bin Johann Paul Friedrich Richter», antwortete Johann schüchtern. «Oh, das ist aber ein langer Name, ich nenne dich einfach Johann, bis du einen besseren Spitznamen gefunden hast.» Johann betrachtete das Schiff. Es war irgendwie anders. Es war bunt. Bestimmt war es mit allen Farben angestrichen, die es gab. «Was ist passiert?», wollte er wissen. «Ich glaube, die Luftschraube wurde blockiert, dadurch fielen der Motor und die bunten Lichter – meine einzige Beleuchtung – aus und wir stürzten ab. Komm mal mit.» Giannozzo zeigte Johann die Luftschraube und die bunten Lichter. «Wie wär's wenn wir mal versuchen den Ruß abzuwischen?», fragte Johann. «Gute Idee!», sagte Giannozzo und er holte zwei bunte Taschentücher heraus. Nach einer

Viertelstunde sah das Schiff aus wie neu. Johann ging zur Luftschraube, die den Motor antreibt, und sah sie sich an. Da bemerkte er einen Eisenring, der die Schraube blockiert hatte. «Vorsicht!», rief Giannozzo, «Die Schraube ist scharf und stark!» Sorgsam griff Johann hinein und zog am Ring. Doch dieser wollte sich nicht heraus nehmen lassen. Er zog stärker, aber der Ring blieb wo er war. Da half ihm Giannozzo. Auf drei zogen sie so stark, wie sie konnten. Plötzlich schoss der Ring hinaus und die Schraube begann sich zu drehen. «Zieh deine Hand raus!», rief Giannozzo. Schnell zog Johann seine Hand zurück, aber die Schraube streifte ihn noch am Handrücken und Blut trat aus der Wunde. Giannozzo sah sich die Verletzung an und holte einen Verbandskasten aus dem Schiff. Er wusch vorsichtig den Ruß von der Hand, wickelte sie sorgfältig mit einem bunten Verband ein und fragte, ob er Schmerzen habe. Aber Johann tat nichts weh. Also wusch Giannozzo sich die Hände und danach Jasper, den weißen Hund, in einer Regentonne. Schließlich suchte Giannozzo seine Sachen an Bord zusammen. «So, jetzt müssen wir leider wieder losfliegen», seufzte Giannozzo. «Und ich muss zur Schule!», fiel Johann wieder ein. Er sah Giannozzo noch dabei zu, wie er die Luftschraube

ankurbelte, dann der Motor aufheulte und die bunten Lichter aufleuchteten. Giannozzo schenkte Johann eines der bunten Taschentücher. «Dankeschön!», sagte Johann. Ihm gefielen diese Taschentücher sehr gut. Giannozzo und Jasper gingen an Bord. «Lebt wohl und kommt mich mal besuchen!», rief Johann. «Ja, dann landen wir hier! Leb wohl!», antwortete Giannozzo. «Wau!», bellte Jasper. Und dann hob die Zenora langsam ab und schwebte nach oben. Und Johann winkte so lange nach bis der Motor nicht mehr zu hören und das Luftschiff nur noch ein kleiner Punkt am Himmel war. «Lebt wohl!», flüsterte er noch einmal und dann rannte er zur Schule. Natürlich war er viel zu spät und der Lehrer wollte ihm nicht glauben, dass es Luftschiffe gab. Aber das war Johann egal. Durchs Fenster sah er die neueingeschulten Kinder mit ihren Schultüten als lauter kleine bunte Punkte. Und er dachte sich: «Sie sehen aus wie Giannozzos bunte Lichter.» Johann nahm sich vor Giannozzos Geschichte aufzuschreiben und sich dann einen schönen Künstlernamen auszu-denken. Er dachte daran, dass dieser Name leicht zu merken sein und edel klingen sollte. «Die Welt sollte bunter werden!», dachte er sich.

Tabea Amtmann

## Einführung: Der Maschinenmann



Peter Fischerbauer: Venner

«Der ganze Aufsatz läuft nämlich auf eine Erzählung vom Maschinenmann hinaus, die für niemand im Grunde hörensenswert ist als für Leute auf dem Monde, auf dem Saturn, auf dessen Trabanten, auf dessen Ringen. Denn bei uns auf der Erde muß dieser Mann so bekannt sein wie ein Pudelhund, aber auf dem Saturn gar nicht, und es ist ein rechtes Glück für diesen Planeten, daß ich – wenn er anders nach dem Tode mein neues Jerusalem wird, wie mir wegen der nähern Aussicht in andere Planetensysteme und wegen der größeren Entfernung von meiner Schwiegermutter auf Erden von Herzen zu wünschen ist – die Saturnianer in Bekanntschaft mit dem Maschinenmann bringen will. Ich biete dem Maschinenmann – so erzähle ich's den Saturnianern – einen guten Morgen und guten Abend, aber damit gut, denn ich kann ihn nicht ausstehen, wegen seiner verfluchten Narrheiten. Er tut alles durch Maschinen.»

So beschreibt Jean Paul seinen «Maschinenmann». Ein Mensch, der nicht nur eine Schreib-Maschine hat, sondern sich sogar sein Essen von einer Ess-Maschine vorkauen lässt.

Wie gut, dass unsere Autoren ihrem großen Vorschreiber Jean Paul nicht gefolgt sind, sonst hätten ja nur die Be-

wohner des fernen Planeten Saturn das Vergnügen, die vorgelegten Geschichten zu lesen. Wir bleiben auf der Erde und dürfen uns auf neun Maschinenmänner freuen:

Da ist die Erzählung von Julius, der einen ganz pfiifigen Maschinenmann kreiert hat, wohingegen Michael Geymeiers Protagonist sehr seltsame Erfahrungen machen darf.

Ins England des 19. Jahrhunderts entführt uns Celine Caly. Was uns dort begegnet, sei nicht verraten – nur soviel: Man sollte auf Feiern extrem vorsichtig sein.

Anna Reindel schreibt über einen ganz anderen Maschinenmann. Ein Maschinenmann, der den Leser sehr, sehr nachdenklich zurücklässt. Was Amanda Morgan und ein «sehr alter» Mann miteinander zu tun haben, sei hier noch nicht erzählt.

Der Leser darf sich aber auf eine bunte Geschichte von Mara Biebow freuen, in der auch ein Regenbogenschirm eine Rolle spielen wird.

Schlicht «Hoffnung» hat Masche Buchwald als Überschrift für gänzlich andere Gedanken zu Jean Pauls Vorlage gewählt. Man darf gespannt sein, was Eva und der Maschinenmann treiben.

Mit Amelie Gabards Geschichte begegnet uns eine herzallerliebste alte Dame: Frau Ziegler, die resolut ihren Mann,

pardon, ihre Frau steht. Hand aufs Herz – wann waren Sie das letzte Mal in einem Spielwarenladen und haben sich von den vielen Dingen begeistern lassen?

Lisa Gerst bietet uns die Möglichkeit: Ihre Geschichte spielt in einem solchen Laden, allerdings ist auch hier Vorsicht geboten. Saskia Dauth schließlich nähert sich auf eine ganz verblüffende Art und Weise dem ausgewählten Titel. Was ihr Maschinenmann erlebt?

Lesen Sie selbst!

## Der Regenbogenschirm

Er war alt. Sehr alt. Sein Gesicht war von Falten durchzogen und seine Augen hatten schon viele Winter gesehen. Mit einem Schraubenzieher in der Hand starrte er aus dem kleinen Fenster. Draußen regnete es. Die dicken grauen Wolken hingen so tief, dass sie fast die ebenso grauen Türme der Fabrik berührten. Er mochte dieses Wetter. Es passte zu seinem Leben. Grau und trist, wie die Wolken, wie die Türme. Mit einem Seufzer wandte er sich wieder seiner Arbeit zu. Ein kleiner Junge lag mit geschlossenen Augen vor ihm. Unter seiner Haut verbarg sich ein komplexes System aus Drähten, Platten und Schrauben. Er war, wie so viele andere, als rohes Fabrikstück zu ihm gekommen. Jetzt sah er schon aus wie ein echter Mensch. Nur noch eine Kleinigkeit fehlte. Die Batterie. Vorsichtig schraubte er eine kleine Platte am Oberschenkel des Jungen auf. Mit einer Zange nahm er die empfindliche Batterie aus ihrer Schutzhülle. Seine Augen verengten sich. Auf seine Stirn traten Schweißperlen. Langsam ließ er sie in die Öffnung gleiten. Mit der schmalen Zange führte er verschiedene Drähte zu den Polen. Ein Funke sprang über. Ein zweiter. Bevor er den letzten Draht mit dem Pol verband, schob er ein schmales, weißes Blättchen zwischen Draht und Pol. Endlich schraubte er die Platte wieder drauf.

Erst jetzt wischte er sich mit einem verstaubten Tuch den Schweiß von der Stirn. Ein grauer Streifen blieb zurück.

Es klopfte. Er warf einen Blick quer durch die Werkstatt zur Tür. Ohne Eile legte er sein Werkzeug beiseite und ging durch die Werkstatt und den kleinen Vorraum. Endlich hob er die Hand an die Klinke. Die Tür schwang auf.

Der Regen wehte eine junge Frau hinein. In der Hand hatte sie einen regenbogen-bunten Schirm. Als Farbkleck tanzte er durch die grau-braune Eintönigkeit der Hütte. «Ist das ein Wetter!» Sie schüttelte sich das Wasser aus ihrem Kragen. «Zum Kotzen!» Sie schloss den Schirm und lehnte ihn an die Wand. Dann lächelte sie ihn strahlend an. Ihr Strahlen erfüllte den ganzen Raum. «Guten Morgen!» Er gab ein unverständliches Brummen von sich. «Wie bitte?» «Sie sollen sich setzen und warten!» Seine Stimme war rau. Er musste sie nur selten benutzen. Er schlurfte wieder zurück in seine Werkstatt.

Allein gelassen setzte sich die junge Frau auf einen wackeligen Holzstuhl. Sie sah sich um. Der Vorraum war mit alten Holzbrettern getäfelt, der Boden mit Teppich ausgelegt. Das Weinrot war verblasst und der Staub hatte sich untrennbar mit den Teppichfasern verbunden. Ein Seufzer entfuhr ihr. Sie betrachtete den Teppich und ihre Gedan-

ken drehten sich im Kreis. Vor einem Jahr war ihr Sohn gestorben. Gerade einmal fünf Jahre alt war er geworden. Leon, so hieß er, war an einer der letzten schweren Krebsarten in dieser Zeit gestorben. Leukämie in schwerster Form. So hatte die Diagnose gelautet, die ihr Leben für immer verändert hatte. Nur wenige Wochen danach war er gestorben. Ihr Freund hatte Leons Tod nie verkraftet und hatte sie kurz darauf verlassen. Sie wusste nicht, wie es ihm ging, wo er war oder was er tat, wollte es auch gar nicht. Sie war stark geblieben, hatte ihre Lebensfreude bewahrt – und ihr Lächeln, weil sie wusste, wie sehr Leon es geliebt hatte. Aber sie vermisste ihn. Schmerzlich. Und trotzdem: Der Gedanke an ihren toten Sohn zauberte ihr immer wieder ein Lächeln ins Gesicht. Deshalb hatte sie sich auch vor sechs Monaten dazu entschlossen, ihn als Roboter, als ROB-Human, zu verewigen.

Während die junge Frau im Vorraum gedankenversunken auf den Teppich starrte, stand der alte Mann in seiner Werkstatt. Auf einem Monitor hatte er eine Bilddatei geöffnet. Mit zusammengekniffenen Augen schaute er immer wieder zwischen dem Computerbildschirm und dem Roboter auf dem Tisch hin und her. Plötzlich blieb sein Blick am Bildschirm hängen. Er betrachtete die gro-

ßen, blauen Augen des Jungen, der ihm treuherzig entgegen sah. Vertrauensvoll lächelte er in die Kamera. Er hatte eine niedliche Stupsnase und feines schwarzes Haar, welches einen bläulichen Schimmer hatte. Er trug ein blaues T-Shirt und eine kurze Hose. Der Junge stand vor einem Baum. Der Alte vermutete, dass es eine Buche war. Vielleicht war der Kleine mit seiner Mutter in einem der großen Naturzentren gewesen.

Er schüttelte den Kopf. Er musste sich auf seine Arbeit konzentrieren. Aber sein Blick wanderte immer wieder zu dem Bild. Der Junge faszinierte ihn. Die Lebensfreude in den blauen Augen, dieser seltene blaue Schimmer im Haar. Er hätte dieses Bild stundenlang betrachten können, aber er durfte die Kundin nicht warten lassen. Er wandte sich von dem Bildschirm ab, räumte sein Werkzeug weg, schloss die Schränke und widmete sich schließlich wieder dem ROB-Human auf dem Tisch. Noch einmal richtete er die blau-schwarzen Haarsträhnen. Dann wischte er den Staub vom Gesicht des Jungen.

Der Alte trat in den Vorraum. Die junge Frau hob den Kopf. Er bedeutete ihr, ihm zu folgen. Zögernd stand sie auf und trat hinter ihm in die Werkstatt. Ihr Blick fiel auf den Bildschirm. Leon lächelte ihr entgegen. Sie konnte

sich noch gut an den Tag erinnern, an dem dieses Bild entstanden ist. Es war in einem Naturzentrum. Leon war fasziniert gewesen. Von dem Grün, von dem Leben, welches um ihn herum herrschte. Von diesem Tag an liebte er die Natur, die Tiere, die Pflanzen. Bei dem Gedanken daran, wie er sich immer und immer wieder einen Besuch im Naturzentrum gewünscht hatte, musste sie lächeln.

Er beobachtete sie. Wie ihre Gedanken arbeiteten, als sie das Bild auf dem Bildschirm erblickte. Endlich drehte sie sich zu ihm um. Er deutete mit einer Hand auf den Tisch. Sie trat neben den Alten und schaute in das kleine, stupsnasige Gesicht, die schwarzen Haare und den kindlichen, in eine Decke gehüllten Körper. Immer noch lächelte sie, aber ihre blau-grünen Augen wurden feucht. Der alte Mann ertappte sich dabei, wie er sich aus dem Augenwinkel betrachtete. Und dann tat er etwas, was er noch nie getan hatte und eigentlich auch niemals tun wollte. «Wollen Sie ihn starten?», fragte er. Die junge Frau sah ihn mit großen Augen an und nickte. Er reichte ihr eine Art Pinzette und deutete auf das unscheinbare Blättchen, das neben der Batterie-Platte aus dem Oberschenkel des Jungen ragte. «Rausziehen?», fragte sie leise. Er nickte und fragte sich im selben Moment, was er sich dabei gedacht hatte.

Sie atmete tief durch, schloss kurz die Augen und setzte vorsichtig die Pinzette an. Ihr Herz klopfte und sie bemerkte, wie ihre Hände schwitzig wurden. Dann zog sie das Blättchen heraus. Ein kurzes Rattern ertönte und der Junge öffnete seine klaren blauen Augen. Er blinzelte in das schummerige Licht und richtete sich steif auf. Er probierte die Gelenke aus, bewegte Arme und Beine, drehte den Kopf. Dann erfassten seine Augen die Frau. Tränen liefen über ihre Wangen. Ihre Lippen bewegten sich, aber sie brachte keinen Ton heraus. Behutsam legte sie ihre Hand auf die des Jungen. Er sah sie an. Für einen unendlich langen Moment blieb die Zeit stehen. Niemand bewegte sich.

Der alte Mann wagte nicht einmal zu atmen. «Hallo.», flüsterte die Frau mit belegter Stimme. Der Junge bewegte die Lippen. Ein heiseres Krächzen, dann antwortete er: «Hallo, Mama.» Seine Stimme war noch rau, aber das würde sich mit täglichem Gebrauch ändern. Die Frau hatte jetzt die Hand des Jungen genommen. Mit Tränen in den Augen wandte sie sich dem alten Mann zu. «Er ist genau, wie ich ihn mir vorgestellt habe. Genauso», sagte sie mit erstickter Stimme. Er nickte. «So soll es sein.», sagte er. Dann drehte er sich um, und zog einen schmalen, schwarzen Ordner aus einem grauen Metallregal.

Während er die Seiten suchend durchblätterte, machte der ROB-Human erste Aufsteh-Versuche. Als der Junge, auf die junge Frau gestützt, stand, hatte auch er den gesuchten, zerknitterten Zettel gefunden.

Der alte Mann räusperte sich. «Sie müssen mir noch Ihren Namen und Ihre Adresse geben, sowie einen Namen für den Robot... – für den Jungen», sagte er. Sie sah ihn mit strahlenden Augen an. «Er heißt Le...» Sie stockte, überlegte kurz und nickte: «Er heißt Leon!» Der Mann notierte den Namen und schrieb dahinter eine siebenstellige Nummer. «Und Ihr Name?», fragte er sie mit rauher Stimme. Sie war schon nicht mehr bei der Sache. «Oh, Entschuldigung! Ich heiße Amanda. Amanda Morgan, Nord-Süd-Achse 84, Port Marya.» Der alte Mann kritzelte die Angaben hinter die Nummer. «Danke. Sie können dann gehen.» Die junge Frau nickte. Mit dem Jungen an der Hand verließ sie die Werkstatt. Sie lächelte und spürte die kleine Kinderhand in ihrer. Die blauen Augen hingen an ihr. Sie nahm den Regenbogenschild und drehte sich um. Der Alte stand in der Tür.

Er sah sie an. Sie sah ihn an. «Danke!» Sie lächelte. Ihre Augen strahlten. Und dieses warme Strahlen erleuchtete den tristen Raum. Und plötzlich zerbrach etwas in

ihm. Die Mauer der Kälte und des Schweigens, der Gefühllosigkeit und der Monotonie stürzte zusammen. Er lächelte. Seine müden, grauen Augen fingen das Strahlen der Frau auf und schlossen es ein. «Gern», sagte er und seine Stimme war warm.

Sie öffnete die Tür. Der Regen schlug ihr entgegen. Sie spannte den Schirm auf. Den Jungen fest an sich gedrückt, trat sie aus der Hütte. Ein paar Schritte ging sie den Weg hinab, dann sah sie sich noch einmal um. «Auf Wiedersehen. Machen Sie es gut.» Wieder dieses Strahlen. Sie betrachtete den alten Mann, der da in seiner grauen Kutte in der Tür der kleinen grauen Hütte auf einem Hügel hoch über der Stadt stand. Von allen wurde er nur der «Maschinenmann» genannt. Sie lächelte. Er war mehr als das. Das wusste sie jetzt. Er war jemand, der Träume wahr machte. Sie liebte ihn. Dabei kannte sie nicht einmal seinen Namen.

Er hob die Hand zum Abschied. Sie ging den Weg weiter, den Hügel hinunter, den kleinen Jungen im Arm, den Schirm in der Hand. Er blickte ihr nach. Ein alter Mann, vor einer alten Hütte, auf einem Hügel hoch über der Stadt, der Träume wahr werden ließ. Bald konnte er nur noch den Regenbogenschild sehen, einen leuchtend bunten Farblecks zwischen all dem Grau.

### Reich durch einen Einfall

Alles begann in einem kleinen Ort namens Niklmarcshausen. Niklmarcshausen war sehr schön, lag aber 23 Kilometer vom nächsten Ort entfernt. Der Ort hatte aber alles, was man brauchte, von der Bäckerei bis zur Tankstelle. Hinter der Tankstelle war eine kleine Autowerkstatt. Der Besitzer war nicht sehr wohlhabend, doch die Leute mochten ihn sehr. Er war dreckig, groß und ziemlich stark. Er hatte alle Maschinen, die man brauchen konnte, deswegen nannten ihn die Leute des Ortes auch Maschinenmann. Die anderen Menschen haben schönere Häuser und waren mit sich zufrieden.

Als schon seit ein paar Wochen nicht mehr viele Käufer kamen, wollte Karl, so hieß der Maschinenmann eigentlich, etwas Neues, etwas, was die Menschen noch nicht kannten, bauen. Dies wollte er dann verkaufen. Er hoffte, dass dadurch wieder mehr Menschen in seine Werkstatt kamen. Daraufhin nahm er alle alten Blech- und Metallteile zu sich. Er hatte schon vor langer Zeit den Wunsch, einen Roboter zu bauen. Der Roboter sollte einem die Tür öffnen, aber nicht besonders groß sein. Karl zog sich in seine Werkstatt zurück und tüftelte. Nach einer Weile wusste er, wie er den Roboter bauen sollte und hatte auch sofort alle benötigten Teile bei sich. Sogleich fing er an

zu bauen und kam ganz gut voran. Nach einiger Zeit hatte sich der Maschinenmann mal wieder eine Pause gegönnt. Da kam plötzlich ein Kunde in die Werkstatt. Als er den noch nicht fertigen Roboter sah, wollte er sofort mehr über ihn wissen. Der Maschinenmann sagte nur: «Er ist noch nicht verkäuflich. Sie sind bestimmt wegen etwas anderem hergekommen?» Der Mann wollte ein paar Ersatzteile für eine Waschmaschine kaufen. Er bekam sie, bezahlte und ging dann wieder. Im Dorf erzählte er allen, dass Karl einen Roboter baut. Das sprach sich schnell herum und alle Leute des Dorfes kamen und wollten etwas kaufen. Eigentlich brauchten sie die Sachen gar nicht, sie wollten nur den Roboter zu Gesicht bekommen. Der Maschinenmann freute sich sehr. Bald war der Laden wieder in Schwung. Karl hatte wieder genug Geld und renovierte sein Haus und die Werkstatt. Die Tage vergingen und der Maschinenmann bastelte weiter an seinem Roboter. Als nach zwei Wochen und vier Tagen der Roboter endlich fertig war, traute sich Karl nicht, ihn auszuprobieren. Er nahm sein Auto, packte den Roboter in seinen Kofferraum und fuhr damit zu seinem besten Freund Ziya. Ziya staunte nicht schlecht, als Karl einen Roboter heranschleppte. Der Maschinenmann sagte: «Das ist Maschinen-

## Ein ganz normaler Bürger

mann Nummer zwei! Ich traue mich nicht, ihn auszu-probieren. Kannst du das machen?» Ziya nahm diesen Auftrag gerne an und stellte den nicht ganz so großen Roboter vor eine Tür und nahm die Fernbedienung. Ein Arm des Roboters bewegte sich zur Türklinke, packte diese und zog sie herunter. Dann ging die Tür auf und Ziya lief hindurch. Als Ziya hindurch gelaufen war, schloss sich die Türe wieder. Der Maschinenmann freute sich riesig und hüpfte vor Freude durchs Zimmer.

Die Erfindung war bald im ganzen Dorf bekannt. Alle kamen um den Roboter zu sehen. Manchen gefiel er so gut, dass sie gleich eine Bestellung aufgaben. Nach ein paar Wochen wusste das ganze Land davon. Zeitungen und Fernsehen kamen in das kleine Dorf. Karl hatte so viel zu tun, dass er zwei Mitarbeiter brauchte, die er natürlich sofort fand. Seine Werkstatt wurde sehr bekannt und es kamen auch wieder Käufer, die nicht den Roboter kaufen wollten. So lebte Karl lange weiter. Er verdiente viel Geld, hatte ein neues, großes Haus mit Garten und alles was man zum Leben brauchte. Außer einer Frau und Kindern, das hätte er auch noch gerne. Doch wer weiß, vielleicht baut er sich ja eine Frau aus Blech und Metall.

Ein kleiner Junge rennt die Straße entlang – er ist völlig außer Atem. Es ist kurz nach acht Uhr abends. Ich weiß, dass er Angst hat. Ich weiß auch, wovor. Ich werde seine Geschichte erzählen. Besser gesagt: die Geschichte des Mannes, der aus dem kleinen Jungen werden wird.

Der Mann hat einen festen Beruf, er verdient sein eigenes Geld. Er hat weder Frau noch Kind, auch keine Affären. Dafür engagiert er sich um so mehr in seiner Nachbarschaft: Er repariert Zäune, streicht Gartenhütten, mäht Rasen, schippt Schnee und schneidet Hecken, ohne dafür irgendeine Gegenleistung zu erwarten. Kein Wunder also, dass er als enorm hilfsbereit gilt. Dafür schätzt man ihn und nimmt seine Hilfe gerne in Anspruch. Man macht dem Mann viele kleine Geschenke als Dankeschön für seine Hilfe. Mancher Nachbar lädt ihn dafür auch gelegentlich zum Essen ein – dass ihn nur kinderlose Nachbarn einladen, fällt niemandem bewusst auf, am wenigsten dem Mann selbst. Er genießt, dass er beliebt ist, dass er einer wie alle ist, ohne sonderlich aus der Masse herauszustecken. Auf den Gedanken, dass seine Nachbarn ihren Kindern verbieten, sich alleine in seiner Nähe aufzuhalten, käme er nicht – Warum auch? Es ist auch nicht so, dass seine Nachbarn wirklich Angst

vor ihm hätten. Sie können ihren Kindern das Verbot nicht begründen. Er ist ihnen eben einfach nicht ganz geheuer. Denn egal was er auch tut, irgendwie erscheint er immer seltsam teilnahmslos. Er zeigt so viel Hilfsbereitschaft und das verunsichert die Menschen eben.

Der Mann hat einen gepflegten kleinen Garten. Der Rasen ist stets ordentlich gemäht und frei von Moos, die Hecken und Buchsbäume sind immer sorgsam gestutzt, wie jeder in seiner Siedlung hat auch er ein Blumenbeet, dass er natürlich ebenso sorgsam pflegt, bepflanzt und von Unkraut frei hält, wie den Rest seines Gartens. Jedes Mal, wenn er darauf angesprochen wird, dass das Blühen und Sprießen in seinem Garten eine wahre Freude ist, dann nickt und lächelt er. In jedem Kompliment sieht er seine Pflicht ein ordentlicher Bürger zu sein, so zu sein wie alle anderen ordentlichen Bürger, bestätigt. Er tut schließlich alles dafür, diese Pflicht zu erfüllen, so wie alle seine Pflichten...

An jedem Arbeitstag steht er morgens um drei Uhr auf macht sich auf den Weg zu seiner Arbeit. Die Fabrik liegt weit weg von jeglichen Siedlungen, tief in der Einöde. Jedes Mal, wenn er die weißen Hallen in der Morgendämmerung erreicht, spürt er das Gefühl angekommen zu sein.

Er spürt, dass er hier hingehört, schließlich hatte er nie einen anderen Arbeitsplatz kennengelernt, denn er hat diesen Job schon seit er damals nach der achten Klasse die Schule verlassen hatte. Viel Geld bekommt er zwar nicht, aber immerhin etwas mehr als den Mindestlohn. Das stört ihn aber nicht, er stellt keine höheren Ansprüche an seinen Job, als regelmäßig Gehalt zu bekommen und damit als ganz normal in die Gesellschaft integriert zu gelten. Nachdem er die Fabrikhalle durch den Seiteneingang betreten hat, trifft er in der Umkleidekabine auf seine Kollegen, die meisten von ihnen sind Polen oder Ungarn, aber das stört ihn nicht, so muss er immerhin nicht mehr Konversation betreiben, als ein «Guten Morgen» und ein «Schönen Feierabend». In der eben angelegten sterilen weißen Arbeitskleidung macht er sich dann auf den Weg zu seinem Arbeitsplatz, dem Kernstück der Produktion, er ist hier fernab von anderen Menschen, wenn man von dem missmutigen Polen, der mit ihm in der selben Schicht arbeitet, aber während der Arbeit nie ein Wort verliert, absieht. Vielleicht kann er kein Deutsch, vielleicht will er einfach nicht reden Es ist warm hier. Es stinkt. Keine Fenster. Kein Tageslicht. Die Regentschaft vom kalten Licht der Leuchtstoffröhren. Der Mann nimmt

den Schlauch mit der Spitze am Ende und beginnt sein Tagewerk. Es ist einfach, aber dafür monoton, das stört den Mann nicht. Alle vier bis fünf Sekunden sticht er einem der Schweine, die kopfüber an Haken hängend auf ihn zugleiten durch Hals und Brust. Sobald er die Spitze wieder herauszieht beginnt das Blut aus der Wunde zu sprudeln und in die Wanne zu tropfen, doch das nimmt der Mann schon nicht mehr wahr. Der Kadaver gleitet hinter seinem Rücken weiter, während er seine volle Aufmerksamkeit auf das nächste Schwein richtet. Er muss sich konzentrieren um immer die richtige Stelle zu treffen. Manchmal sind Tiere dabei, die in der Gaskammer nicht genug CO<sub>2</sub> eingeatmet haben und daher – statt bewusstlos zu sein – zappeln. Er hasst das. Er will seinen Job ordentlich erledigen und es ist schwer den Stich richtig zu platzieren, wenn das Schwein nicht still hält. Aber er weiß auch, dass es keine Katastrophe wäre, wenn er ab und zu nicht richtig träfe, oft genug kommt es vor, dass Tiere dem Blick eines «Stechers» entgehen und lautlos an ihnen vorbeigleiten, doch spätestens nach dem Brühbad sind alle tot und können ordentlich weiterverarbeitet werden. Der Mann fühlt sich seines Jobs wegen nicht schlecht, eigentlich fühlt er gar nichts dabei. Er erfüllt nur seine Pflicht,

wie immer. Nach jedem Arbeitstag fährt er wieder nach Hause und arbeitet dort an seinem Haus weiter. Sobald er damit fertig ist, findet sich immer irgendein Nachbar, der seine Hilfe benötigen kann. So etwas wie ein Privatleben hat er nicht. Er braucht es nicht. Wozu auch? Er hat keinen Ehrgeiz in seinem Leben etwas zu erreichen. Er tut nur seine Pflicht, als Bürger und Angestellter.

Pflichtbewusstsein – das hat er in seiner Kindheit und Jugend gelernt. Schon als kleines Kind war er immer pünktlich, er erledigte den Haushalt, kaufte ein, er tat alles um seine Eltern zufrieden zu stellen. Doch es reichte nicht, irgendeinen Fehler fanden sie immer. Manchmal verstand er nicht, was er falsch gemacht hatte, aber er spürte jedes Mal, wenn die Gürtelschnalle seines Vaters auf seine nackte Haut traf, dass er nicht gut genug war. Mit jedem Schlag verstand er etwas besser, dass er kein Recht auf Gefühle oder gar Wünsche hatte und es seine Pflicht ist zu funktionieren – wie eine Maschine.

Ein kleiner Junge rennt die Straße entlang – er ist völlig außer Atem. Es ist kurz nach acht Uhr abends. Er hat Angst, er war zu lange in der Stadt gewesen, weil der Verkäufer ihm keinen Schnaps hatte geben wollen und der Junge dieses Mal keine Gelegenheit gefunden hatte, die

Michael Geymeier

## Menschenfarce surströmung'scher Art

Spirituosen heimlich mitgehen zu lassen. Während er noch rennt, taucht vor seinem inneren Auge schon das Bild des Vaters mit dem Gürtel auf. Er scheint ihn schon brüllen zu hören, dass er ein zu nichts zu gebrauchender Vollidiot sei. Seine Haut kribbelt schon in der Erwartung der ersten Schläge. Der Junge hat jetzt schon ein schlechtes Gewissen, weil er seine Pflicht nicht erfüllt hat – weil er nicht funktioniert hat.

Zwei Autos kollidierten auf der Straßenkreuzung, als der Android die Karl-Marx-Straße in Richtung Treptower Allee verließ. Ungeachtet des gerade neben ihm geschehenen Unglücks setzte er seinen Weg durch die Menschenmasse des Gehsteigs fort, auf dem ihm nun immer mehr Leute – wie auf einem Tummelplatz – entgegenkamen. So schwamm er beharrlich gegen dem Strom blitzschneller Aale, ohne hinter sich zurückzuschauen und zu sehen, wie der Schwarm seine Opfer umzingelte und auf bestialische Weise niedergaffte. Der Maschinenmann schien sich auch nicht von dem Geräuschpegel irritieren zu lassen, den die Fischmeute um ihn her beim Vorbeifließen und Zerfleischen der Toten erreichte.

Der Fluss schien allmählich versiegen zu wollen, als ein undefinierbares, bisher unbekanntes Objekt im Blickfeld des Androiden sein Interesse vom Wegesziel auf dieses unförmige Etwas ablenkte. Er war inzwischen in eine Seitenstraße abgebogen, wo der Ansturm noch geringer war. Während er also hinter sich die kreischenden Sirenen einiger Einsatzfahrzeuge nur undeutlich wahrnahm, versuchte er, Informationen über die rätselhafte Masse zu gewinnen, deren Farbe im Bräunlichen lag, nicht weit des

Schokoladentons, aber fast der eines colaartigen Erfrischungsgetränktes glich. Überhaupt hatte der Batzen etwas von einer Portion Mousse au Chocolat, obschon seine Konsistenz ungleich fester beschaffen zu sein schien.

Der unwissende Maschinenmann versuchte nun, das colaschokoladenbraunfarbene Subjekt mit allen ihm zur Verfügung stehenden Sinnen in Erfahrung zu bringen. Den optischen Eindruck hatte er längst gewonnen, ein akustischer wäre nicht zielführend gewesen, gab die Mepsch doch keinerlei Geräusche von sich. Da ihm der Geruchssinn nicht einprogrammiert war, entschloss er sich denn, von seinem Geschmackssinn Gebrauch zu machen, und das Etwas auf seine gustatorischen Qualitäten hin zu untersuchen. Auch der verspätet herbeigerufene Notarzt, der einige Meter entfernt an ihm vorbei zu seinem Einsatzort fuhr, konnte ihn nicht daran hindern, ein Bisschen des zu überprüfenden Haufens in seine Rezeptorenschublade unterhalb seiner Lichtsensoren zu befördern. Wie er seine Probe nun geschmacklich ausgewertet hatte, musste er feststellen, dass sie sich als wenig speziell erwies. Er verspürte eine leichte Herbe, eine Prise des Bitteren, dazu

noch eine erstaunliche Würze. Alles in allem empfand sein Zungenäquivalent aber keine auffällige Außergewöhnlichkeit. Beinahe war er fertig, da testete er noch mit seinem Tastsinn die Konsistenz des gestaltlosen Brauns. Er nahm einen Teil desgleichen, drückte ihn und zerrieb ihn zwischen den wie menschlich aussehenden Fingern. Der Lärm, der von der Unglücksstelle herrührte, hielt derweil unverändert an. Die Mengung war körnigweich, ohne Weiteres formbar, aber dennoch in gewissem Maße hart und widerstandsübend, nicht feucht, aber schmierig.

Obzwar er nun sämtliche Daten zum Gegenstand seines Interesses beisammen hatte, konnte er ihn dennoch keineswegs identifizieren, oder gar einer ihm bereits bekannten Sache zuordnen. Es musste sich um einen völlig neuartigen Stoff handeln, den bis dato noch niemand entdeckt, geschweige denn untersucht hatte. Welch seltenes Glück, ihn an einem so unscheinbaren und sonst hoffnungslosen Ort wie hier in der Banach-Tarski-Straße zu finden. Mochten sich andere an einer Karambolage vergnügen, der Android fand diese wissenschaftliche Erhebung ungleich spannender.

Für den Maschinenmann vollkommen unerwartet, erschien sein Entwickler, Professor Bernhard Siegenfels, direkt vor seinem Blechkörper. Dem Quasimenschen wurde allmählich bewusst, wie dieser ihn schon seit einer Weile bei dem für seinen Vormund äußerst fragwürdigen Vorgehen beobachtet hatte.

«Alphos, was machst du da?»

Sein Gegenüber gab ihm die bleierne Antwort: «Ich habe ein bisher unbekanntes Material entdeckt und es sofort auf seine Eigenschaften hin untersucht.»

Siegenfels nahm dies mit enormer Verwunderung zur Kenntnis, musste er doch eben noch dabei zusehen, wie sein Zögling einen Berg halbfrischen, kross gebackenen Kots auseinanderklamüserte. Nicht ohne den Anflug jedweden Ekels sagte er: «Nein, Alphos. Was du da gerade getestet hast, nennt man gemeinhin einen Scheißhaufen. Es ist das Stoffwechselendprodukt tierischer Organismen.»

Als er diesen letzten Satz sagte, wurde ihm schlagartig bewusst, dass sein Android Exkremente gar nicht kennen konnte. Denn erstens erzeugte er selber keine, und zweitens war dem Programmierer ein Aufnehmen dieser Spezialinformation in die installierte Softwaredatei gar nicht in den Sinn gekommen.

«Aber tu das nie wieder, Alphos! Das ist ja ekel-erregend.»

Der Maschinenmann zögerte einen Augenblick, und antwortete dann mit einer Stimme aus Wellblech:

«Was ist Ekel?»

## Maschinelle Täuschung Der Maschinenmann

London, 1847. Es war ein Haus, wie jedes andere auch in der Hanbury Street. Schäbig von außen und ebenfalls von innen. Eine graue Fassade, ein paar kaputte Fensterscheiben in den oberen Stockwerken, zur Straßenseite zugeriegelt. Keiner der Bewohner dachte sich etwas bei dem Haus, denn es war unscheinbar, still. Es sah unschuldig aus. Genauso wie der Nachbarsjunge, der jeden Morgen etwas für seine Familie stahl oder wie der Schmied eine Ecke weiter, der seine Kunden um 3 Pounds betrog.

Niemand ahnte, was in diesem unscheinbaren, stillen Haus vor sich ging. Niemand wusste, dass Unvorstellbares darin geschah. Denn die Menschen waren blind. Sie sahen nur das, was sie sehen wollten.

Es war ein Bild der Standhaftigkeit. Ein Gebäudekomplex, der im königlichen Licht erstrahlte, wie die Hoffnung. Man könnte meinen, dass man gar das goldene Innere von außen sehen konnte. Es wurde geschmückt zu Feierlichkeiten, wie jetzt auch. Anlässlich der Veränderungen oder der Verschönerung.

Doch es schien, dass nur er die Wahrheit erkannte. Denn nur die äußerlichen Schäden waren behoben, nicht aber der Befall. Denn die schöne Verkleidung konnte ihn

nicht darüber hinweg täuschen, dass der Kern immer noch verfault war.

Das Zimmer im Keller war hell erleuchtet. Hölzerne Tische und Schränke säumten den Raum, welcher mit Stahl verkleidet und mit gefüllten Gläsern, Handwerksgeräten und maschinellen Hilfsmitteln ausgestattet war. In der Mitte dieser Konstellation befand sich ein weiterer metallener Tisch, beleuchtet von allen Seiten. Es war der Ort, an dem er sein Kunstwerk erschuf. Er beugte sich über den Tisch und brachte eine weitere Schiene an. Hektisch entfernte er sich wieder und entnahm vielen Schubladen winzige Gegenstände, welche er auf den Tisch legte. Immer wieder eilte er zu Kästen und holte Teile zu sich. Er wurde immer schneller, vor Euphorie zitterten seine Hände, doch am Tisch arbeitete er mit Genauigkeit und akribischer Präzision, ohne auch nur eine falsche Bewegung zu machen.

Dutzende Menschen eilten vom einen zum anderen Ort. Sie machten ihre Arbeit, nahmen Befehle entgegen und führten diese aus. Es erschien einem fast wie eine Unordnung, ein Chaos. Doch er erkannte, dass es keine Willkürlichkeit in den Wegen der Angestellten gab, die sich

immer wieder kreuzten. Es sah ein Muster, ein System. Alles passte ineinander, wie die Zahnräder einer Taschenuhr. Konstant und sicher.

Fast war es soweit. Von seiner Stirn tropfte Schweiß, den er verärgert abwischte. Nichts durfte bei diesem Schritt schief laufen. Langsam befestigte er die letzten Schrauben und hochkonzentriert verband er die dünnen Drähte miteinander. Sein Gerüst war fertig. Seine Aufregung wuchs. Er wollte den ersten Testlauf wagen. Mutig griff er zum drahtlosen Marconiphon und legte den Schalter um. Einen Augenblick geschah nichts. Doch dann sah er die ersten Zahnräder ineinander greifen und Drähte an Hebeln ziehen. Mit leisem Quietschen öffneten sich die Löcher im oberen Glied. Das Licht der Lampen traf auf die Kohlenwasserstoff-Verbindung, der Impuls wurde weitergeleitet. In einer Geschwindigkeit, die er kaum für möglich gehalten hatte, liefen all diese und noch viele andere Vorgänge ab sich, sodass seine Erschaffung sich langsam aufrichtete. Sein Herz pumpete wie wild. Das obere Glied seiner Maschine drehte sich, bis die Löcher ihn anstarrten. Er sah sie voller Stolz an und brach in Tränen aus. Sein Maschinenmann funktionierte.

Alles war fertig. Der komplette Palast wurde gesäubert, der Festsaal geschmückt, die Tafel mit Besteck und Gläsern gedeckt, das Essen angerichtet. Sie sah sich alles an und kontrollierte jedes Detail. Sie wollte sich sicher sein, dass alles stimmte und nichts ihr Fest ruinieren oder schaden konnte.

Doch sie kontrollierte nicht ihn, welcher der einzige war, der ihr zu Schaden kommen würde. Doch auch sie war nur ein ahnungsloses menschliches Wesen, das zu ignorant war. Und an diesem Tag, versprach er sich, sollte es ihr zum Verhängnis werden.

Mit kleinen Schrauben befestigte er das ledrige Material am Arm. Er hatte vor ein paar Wochen versucht es als Ganzes zu lassen, es nicht in kleine Teile schneiden zu müssen, doch all seine Versuche waren gescheitert. So also nahm er sich ein weiteres Stück, um das Metallgehäuse seines Maschinenmanns zu verkleiden. Er arbeitete sich weiter vor, bis zur Hand, umschloss jeden Finger einzeln.

Die Arbeit war mühsam, doch als er das letzte Stück an Körper, Beinen und Armen anbrachte, erfreute ihn sein Resultat. Es sah fast aus wie echt.

Nun fehlte nur noch der Kopf. Er lief zur großen Kühltruhe und holte ein Glas heraus. Vorsichtig holte er den ersten Bestandteil heraus und ließ es langsam in eins der beiden Löcher gleiten. Er umhüllte es mit der verbundenen photovoltaischen Schicht und wiederholte es mit dem zweiten. Zum Schluss befestigte er noch einen winzigen Kinematographen mit einer Ätherverbindung, damit er mit verfolgen konnte, was sein Kunstwerk machen würde.

Er beugte sich zurück. Mit einem Grinsen sah er seinen Maschinenmann an, wie er nun mit der Haut und den Augen eines Toten bekleidet war.

Sie trug ein pompöses Kleid, gemäß ihrem Rang. Ihre braunen Haare waren hochgesteckt und die Krone thronte drauf. Ein großes Kolier hing um ihren Hals. Ihre Haut war so weiß, wie Schnee. Der Saum ihres Gewandes schliff am Boden hinter ihr her. Ihr Gang war aufrecht. Sie war stark und sie strahlte Unverwundbarkeit aus. Er konnte es kaum erwarten, diese Fassade brechen zu lassen, wie Glas.

Doch noch hatte das Fest nicht begonnen. Noch musste er warten, bis sein Traum wahr würde.

Er streifte ihm das Hemd und den Frack über. Es durfte nicht zu schick, aber noch angemessen aussehen. Eine helle Steghose diente als Beinkleid. Er musste das Bild wahren und wählte eine weiße konservative Krawatte, die er dem Maschinenmann um den Hals band. Er suchte nach schwarzen Handschuhen. Niemand durfte die kalte Haut spüren.

Nun war er vollkommen. Der letzte Schritt musste getan werden und dann erreichte er sein Ziel.

Die Gäste strömten durch den Eingang, holten sich Getränke plauderten. Binnen weniger Minuten war der Saal gefüllt. Es sollte ein großes Fest werden. So war es leichter an sie heran zu kommen. Doch noch ließ sie sich nicht blicken. Sie wollte ihre Macht demonstrieren. Sie sollte die letzte werden, die zum Fest kommt. Die ersten Herren klopfen sich auf die Schulter, die ersten Frauen machten anderen Männern schöne Augen. Und dann erschien sie. Oben auf der Treppe stand sie, die Hörner ertönten. Es wurde still, doch es war eine erwartungsvolle Stille, bis die kräftige Stimme seiner Zielperson durch den kompletten Saal ertönte. «Herzlich Willkommen. Ich freue mich, dass ihr alle zu diesem schönen Anlass, der Fertigstellung

## Das Geschäft der lebenden Maschinen

des Ostgebäudeflügels zu ‹The Mall›, hierher in den Buckingham Palace gekommen seid. Hiermit lasse ich das Fest beginnen!»

Alle redeten und lachten. Sie standen herum, manche torkelten auch schon. Es war schwierig, eine Person in dieser Situation ausfindig zu machen, doch er hatte sie die ganze Zeit im Blick. Langsam schritt er durch die Masse auf sie zu. Er ließ sich nicht von den Menschen beirren. Nur noch ein paar Schritte und er würde vor ihr stehen. Er griff an seine Seite und umfasste einen Gegenstand. Nun stand er hinter ihr, er tippte sie an. Sie drehte sich um. Nun war es so weit, vor Königin Victoria stand der Maschinenmann, bereit sie mit dem Messer umzubringen.

In einem kleinen Dorf irgendwo im Nirgendwo, gibt es einen Spielzeugladen. In diesem Spielzeugladen ist alles lebendig. Alles bewegt sich, fliegt, läuft oder schwimmt. Der Mann, dem dieser wundersame Laden gehört, ist auch nicht das, was er zu sein scheint. Wenn er durch das Dorf geht, um Besorgungen zu machen, hört man es bei jedem Schritt scheppern. Und da er nie einen Beutel bei sich trägt, gehen die Leute davon aus, dass das Scheppern von ihm selbst kommt. Von den Dorfbewohnern wird er deshalb der Maschinenmann genannt. Eines Abends kommt ein kleiner, halberfrorener Junge zum Laden. Er klopft. Als der Maschinenmann die Tür öffnet, erstarrt der Junge vor Schreck. Denn unter dem Nachthemd des Maschinenmanns schauen seine metallischen Beine hervor. Der Junge erholt sich schnell von seinem Schreck und fragt höflich ob er denn etwas zu essen bekommen könnte. Der Maschinenmann erbarmt sich und lässt den kleinen Jungen herein. Das Erste was der Junge sieht, als er den Laden betritt, sind die vielen Tiere. Diese Tiere sind etwas Besonderes, denn sie bestehen komplett aus Metall. Der Junge dreht sich erstaunt zum Maschinenmann um. Dieser lächelt nur. Er bringt dem Jungen zum Kamin, gibt ihm eine Decke und verschwindet. Als er wieder kommt,

haben sich schon mehrere seiner Metalltiere dem Jungen genähert. Ein kleiner Hund ist direkt neben der Hand des Jungen. Vorsichtig hebt der Junge die Hand um ihn zu streicheln. Dieser zuckt zuerst zurück, lässt sich dann aber doch von dem Jungen streicheln. In der Zwischenzeit deckt der Maschinenmann den Tisch und winkt den Jungen zu sich. Der kleine Hund folgt dem Jungen. Während der Maschinenmann nichts von seinem Essen anrührt, isst der kleine Junge mehr als eine Portion. Nachdem er satt ist, gibt ihm der Maschinenmann noch eine Decke und geht nach oben. Der Junge macht es sich vor dem Kamin gemütlich. Nach ein paar Minuten ist er eingeschlafen und merkt nicht mehr, dass der kleine Hund zu ihm unter die Decke schlüpft.

Für die nächsten Tage sieht man den Maschinenmann kaum noch draußen, auch sein Laden ist geschlossen. Wenn er dann mal draußen ist, wird er immer in Begleitung eines kleinen Jungen gesehen. Der Maschinenmann zeigt dem Jungen alles, seine Werkstatt, seine Entwürfe, nur einen Teil seiner Wohnung bekommt der Junge nie zusehen: Den Wohnbereich des Mannes. Nach einiger Zeit bringt ihm der Mann bei, seine ersten Tiere selber zu machen. Nur wie er die Tiere zum Leben erweckt, zeigt

er dem Jungen nicht. Es vergehen viel Sommer. Der Junge wächst zu einem lebhaften hübschen junge Mann heran. Das weibliche Jungvolk im Dorf wirft ihm des Öfteren schmachttende Blicke hinterher. Doch er beachtet sie gar nicht.

Es ist Sommer als sich ein heftiges Gewitter ankündigt. Im ganzen Dorf werden Fenster geschlossen und Türen verriegelt. Es ist nichts mehr zu hören. Nur im Laden des Maschinenmanns hört man es noch laut Rumpeln. Er läuft durch den Laden und sammelt alle möglichen Dinge zusammen. Den Jungen lässt er dabei links liegen, so beschäftigt ist er. Schon hört man den ersten Donnerschlag und der Maschinenmann verschwindet nach oben in seine eigenen Räume. Der junge Mann folgt ihm ganz leise in das größte der drei Zimmer und bleibt wie angewurzelt stehen. Das Zimmer ist ein riesiger Saal voll mit technischen Geräten. Und in der Mitte steht eine riesige Liege an der Lederbänder befestigt sind. An der Decke ist eine Luke zu erkennen. Der Maschinenmann eilt beschäftigt hin und her. Er legt ein Metalltier auf die Liege und bindet es fest. Dann betätigt er einen Hebel und die Luke öffnet sich. Die Donnerschläge werden immer lauter und die nächsten Blitze folgen direkt darauf. Der Mann betätigt

einen weiteren Hebel und die Liege mit dem Metalltier fährt nach oben aus der Luke heraus. Die Winde zerren Heftig an der Liege, aber sie hält Stand. Nun wendet der Maschinenmann den Kopf nach oben und wartet. Der Junge ist in der Zeit auf die Liege zu geschlichen und berührt den ausgefahrenen Ständer.

Genau in dem Moment schlägt der Blitz ein. Er fährt direkt in die Liege und der Stahlträger leitet den Strom direkt in den Jungen, der sich immer noch daran festhält. Er zuckt und schreit, aber der Maschinenmann kann ihn wegen des Donners nicht hören. Der Mann fährt die liege runter und schließt die Dachluke. Unten angekommen geht er schließlich zu der Liege und guckt, ob sich das Tier bewegt. Den Jungen bemerkt er erst als er auf dessen Hand tritt, die unter der Liege hervor schaut. Erschrocken geht er in die Hocke und guckt wer sich da unter der Liege befindet Als er den Jungen sieht, wird er panisch und zieht ihn vorsichtig unter der Liege vor. Aber für ihn ist jede Hilfe zu spät. Er ist tot. Der starke Strom, der durch seinen Körper gefahren ist, war zu viel für ihn.

Der junge Mann wird an einem friedlichen Sommertag auf dem Dorffriedhof begraben. Alle Dorfbewohner kommen zu dem Begräbnis, nur der Maschinenmann nicht.

Er geht in der Nacht alleine hin und bringt den kleinen Metallhund mit, dem er die Lebenskraft entzogen hatte. Er vergräbt ihn neben dem Grab. Von nun an sah keiner den Maschinenmann je wieder draußen. Aber das er lebt, das weiß jeder, denn im Laden kann man Abends immer wieder gruselige Schreie hören, als ob ein Tier schreit und kein Mensch.

## Hoffnung

«Wut? Wut ist ein ... unangenehmes Gefühl. Etwas macht dich wütend, wenn du nicht willst das es so ist. Wenn du etwas anderes gewollt hast, es aber nicht eingetroffen ist.»

Der Maschinenmann nickte und setzte eine verständnisvolle Miene auf.

Eva erstarrte. Wie menschlich er doch erscheinen konnte. Es verwirrte sie immer noch, dass der Maschinenmann solche Fragen stellte. Die anderen vor ihm hatten ihr Bilder gezeigt, sie selbst welche malen lassen.

Genau wie die Psychologen in der alten Welt. Die, die keine Maschinen in Menschengestalt waren.

Aber der Maschinenmann wollte wissen, was Wut sei. Was Hass, Liebe und Freundschaft seien.

Er wollte wissen, was es bedeutete, wenn man die Stirn runzelte oder die Nase kraus zog. Er ahmte sie nach. Manchmal etwas zu gut. In solchen Momenten fühlte sie sich seltsam, wie eine Blinde.

Unfähig, Freund von Feind zu unterscheiden.

«Was tun Sie da?» Er deutete auf ihre Hand, die Eva immer wieder zur Faust ballte.

«Das ist eine Gewohnheit von mir. Ich bin nervös und so versuche ich mich zu beruhigen.»

Er tat es ihr nach, langsam, bedächtig und etwas unbeholfen, wahrscheinlich weil er diese Geste nicht verstand.

«Nervosität?»

«Ein bisschen wie ... Schüchternheit. Nein, Lampenfieber! Wie Lampenfieber! Dann ist man nervös. Nervosität ist eine ganz kleine Angst. Man befürchtet etwas falsch zu machen.»

Über Angst hatten sie in ihrer letzten Sitzung gesprochen.

Er dachte kurz darüber nach, dann veränderte sich seine Miene, wurde ausdruckslos.

«Was fühlen Sie, Eva?»

Sie passte sich ihm an, beantwortete seine Fragen mit den Lügen, die diese Maschinen hören wollten.

Zum Schluss gab er ihr die Hand. Seine war kalt und steif, ihre weich und warm. Das gehörte inzwischen dazu, genau wie seine letzte Frage.

«Würden Sie mich als einen Freund betrachten?» Irrte sie sich oder sah sie dort ein Aufblitzen in seinen Augen? «Nein.» Selbst wenn es dort gewesen war, jetzt war es verschwunden.

«Einen schönen Tag, Eva.»

«Ihnen auch, Maschinenmann.»

Diesen Namen hatte sie ihm gegeben, am Anfang, um ihn zu verletzen, nun aber war es einfach ein Name. Genau wie Eva.

Einen Wache kam, die aussah wie eine Frau in den Zwanzigern.

Der Maschinenmann selbst sah aus, als ob er gerade einmal siebzehn sei. Er besaß kurze, schwarze Haare, etwas zu dunkel um noch natürlich zu wirken, und die klassischen Maschinenaugen, kalt und grau wie Stahl.

Man führte sie wieder in ihre Zelle.

Dort ließ Eva sich auf das Bett fallen. Manchmal stellte sie sich vor, dass sie entkam, wieder in Freiheit war. Was für ein törichte Hoffnung, es gab keine freien Menschen.

Nur solche, die friedlich inmitten gefühlkalter Wesen lebten und solche die, so wie Eva selbst, von ihnen gefangen gehalten wurde.

Eine Gefahr für die Bevölkerung und den Frieden der Welt.

Der Welt. Es gab keine Länder mehr, nur eine einzige, perfekte Welt.

Umweltfreundlich, kommunistisch und von Maschinen regiert. Heile, heile Welt.

Sie schloss die Augen.

Am nächsten Tag wurde sie von dem Geräusch der sich öffnenden Tür geweckt.

Sie hatte Besuch. Eva setzte sich auf und sah den Maschinenmann vor sich, ein Tablett in den Händen.

«Guten Morgen, Eva. Haben Sie gut geschlafen?»

Verdutzt schwieg sie und er setzte sich auf die Bettkante.

«Was wollen Sie?»

Er legte den Kopf schief. Etwas, das er nicht von ihr gelernt haben konnte. Eva spürte einen Stich in ihrer Brust.

Was soll das, du dumme Gans, fragte sie sich selbst. Glaubst du, du wärest die einzige, der er solche Fragen stellt?

Genau das hatte sie gedacht. Aber nun wuchs in ihr eine Angst, eine Angst davor, verraten worden zu sein.

«Eva? Geht es Ihnen gut? Möchten Sie etwas essen?»

Er sah fast besorgt aus. Ob er das Misstrauen in ihren Augen erkannte? Musste er, sonst hätte er sie das nicht gefragt.

«Nein, danke.»

Der Maschinenmann nickte kurz, dann stand er auf und ging zu dem Tisch. Dort lag ein Stapel Blätter, Evas Zeichnungen.

Er sah sie sich an. Es störte sie, doch sie wagte nicht, irgendetwas zu sagen. Würde sie es ihm verbieten, müsste er annehmen, sie hätte Dinge gezeichnet, die nicht sein sollten. Solche, die von Krieg und Hass handelten.

Aber ihre Zeichnungen zeigten immer nur eins. Ihn.

Ihn, wie er sie begrüßte, das erste Mal lächelte. Wie er die Stirn runzelte oder zu lachen versuchte.

«Sie sind talentiert, Eva.»

«Was wollen Sie?»

Er legte das Papier wieder hin und wandte sich ihr zu.

«Ich habe gestern mit einem weiteren Menschen gesprochen. Er hat gesagt, er würde mich hassen. Das habe ich verstanden, weil Sie es mir erklärt haben. Wenn man jemanden hasst, wünscht man ihm alles Üble an den Hals. Man möchte sehen, wie er leidet und am liebsten will man selbst ihn quälen. Außerdem hat er gesagt, er würde niemals aufhören zu hoffen. Er würde immer daran glauben, dass ihr uns irgendwann besiegen könntet.»

Eva wusste, worauf er hinaus wollte.

«Eva, was ist Hoffnung?», fragte er ruhig.

Was ist Hoffnung? Eine gute Frage. Hatte sie am gestrigen Abend nicht noch über ihre eigene Hoffnung nachgedacht? Dennoch, jetzt war sie sprachlos.

Beinahe neugierig sah er sie an.

«Hoffnung.», versuchte sie zu erklären, «Hoffnung ist unsterblich. Sie ist das schönste was ein Mensch besitzen kann. Die Hoffnung steckt in jedem. Hoffnung darauf, frei zu kommen, wenn man gefangen ist. Darauf etwas zu essen zu finden, wenn man hungert. Darauf, dass der nächste Tag besser wird, als der heutige. Unsere Träume sind unsere Hoffnung. Wenn man keine Hoffnung mehr hat, ist man verzweifelt. Dann erscheint einem alles sinnlos.»

Er griff nach ihrer Hand. «Eva. Ich glaube, ich habe auch eine Hoffnung.»

«Und welche?»

Der Maschinenmann strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht. «Das Sie mir irgendwann vertrauen, Eva.»

Sie lachte kurz auf, verächtlich und spöttisch. «Ihnen vertrauen? Einer Maschine? Sie sind nichts weiter, als ein ... Ding. Ohne Mitgefühl. Sie werden immer nur von Gefühlen hören, aber niemals,» sie stieß mit dem Zeigefinger gegen seine Brust, «niemals werden Sie sie hier fühlen.»

Wütend starrte sie ihn weiter an, als er aufstand und zur Tür ging.

Amelie Gabard

## Die alte Frau Ziegler

«Sie tun mir Unrecht, Eva und Sie wissen es. Können Sie meine Gedanken lesen? Nein, können Sie nicht! Sie könne nur vermuten, nicht wissen! Sie haben kein Recht dazu, mich zu verurteilen!»

Er schrie. Seine ganze Haltung strahlte Wut und Aggressivität aus. Eva fühlte sich wieder wie eine Blinde, unfähig, Mensch von Maschine zu unterscheiden.

«Maschinenmann?» Er fuhr sich durchs Haar und stierte sie an.

«Sie sind wütend. Sie fühlen Wut. Sie ... sind lebendig.»  
Eva suchte nach passenden Worten.

«Sie sind menschlich.»

Nicht weit weg von einer großen Stadt war eine kleine Siedlung entstanden. Meist Wochenendhäuser, deren Besitzer nur an freien Tagen Türen und Fenster öffneten und im Sommer Liegestühle und Tische auf den Rasen schleppten. Aber es wohnten dort auch ein paar Leute, ältere Menschen, die nicht mehr zum Arbeiten in die Stadt mussten und, weil sie nichts zu tun hatten, ihre kleinen Gärten liebevoll pflegten.

Zwischen der Siedlung und der Stadt lagen Wiesen und ein kleiner Wald. Dort, wo sie zusammenstießen, zwischen hohen Pappeln, befand sich eine Schlucht, seit alter Zeit der Schindanger genannt. Dort sollte es nicht geheuer sein, behaupteten manche Leute: Um Mitternacht lief ein humpelnder Mann ohne Kopf durch die Schlucht, ein verunglückter Fabrikarbeiter, der bei einer Baustelle vom Turm gestürzt war und sich den Kopf zerschlagen hatte. Seitdem schleiche er jede Nacht um die Schlucht herum, immer nach der Suche nach Opfern, denen er den Kopf abreißen könne, um sich zu rächen. Er wurde Maschinenmann genannt. Das war natürlich nur eine Sage – wer glaubt denn heute noch an so was? Trotzdem wäre niemand gerne nachts dorthin gegangen. Nur die alte Frau

Ziegler, die erklärte oft: «Ich täte es! Was die Leute nur immer haben! Es gibt keine Gespenster!» Die alte Zieglerin – so nannten sie alle. Sie half, wo sie konnte und machte auch oft Besorgungen für andere in der Stadt. Wenn irgendwo etwas Besonderes los war, wurde sie geholt.

So hatte einmal der Rentner Heinrich seine Enkelin da: Alice, ein kleines wildes Ding von elf Jahren. Sie kletterte am liebsten auf Bäumen herum.

Und da fiel sie eines Tages von einer hohen Eiche! Das war ein Schreck! Ihre Großmutter schleppte sie mühsam ins Haus und machte ihr kühlende Umschläge. «Wenn bloß Großvater da wäre! Aber der ist bei seinem Freund, um die neuen Rosenstöcke anzuschauen. Und dann bleibt er normalerweise noch zu einem ordentlichen Schwatz da! Alice weint vor Schmerzen. Ich würde ja gern den Doktor holen, aber wer geht denn jetzt noch hinaus? Es ist kohlrabenschwarze Nacht!»

«Red nicht so viel!», rief die Zieglerin «Ich tu's! Ich will nur noch mein Kopftuch holen!»

Draußen war es wirklich stockdunkel. Die Zieglerin konnte gar nicht so schnell gehen, wie sie wollte. In der Stadt

ging sie zur ersten Telefonzelle und rief den Doktor an. Er sei nicht da, sagte seine Frau, aber sie wolle ihm sagen, gleich vorbeizuschauen.

Also ging die alte Zieglerin beruhigt wieder nach Hause. Mittlerweile ging der Mond auf und sie sah von weitem schon die hohen Pappeln beim Schindanger. Ob sie nicht doch lieber die Landstraße nehmen sollte? Vielleicht traf sie den Doktor und konnte zu ihm ins Auto steigen? Aber dann sagte sie sich: «Dann dächte ja jeder, ich hätte Angst!» Und sie marschierte auf den Schindanger zu. Plötzlich schlug die Kirchturmuhren zwölf Mal. Mitternacht!

Der Zieglerin wurde etwas mulmig zumute. Siedend heiß fiel ihr die Geschichte des Maschinenmannes ein. Jeder Schlag der Kirchturmuhren traf ihr Herz wie der Schmied seinen Amboss. Als die letzten Schläge verklungen waren, setzte plötzlich ein solcher Sturm ein, dass die Bäume sich bogen. Auf einmal vernahm sie in den Augenwinkeln eine Bewegung. Wer lief denn um so späte Zeit hier entlang? Sie kniff die Augen zusammen, um die Gestalt besser zu erkennen, denn es war neblig geworden. Die Gestalt

blickte sich nach rechts und links um, so, als suche sie etwas oder jemanden.

Der Maschinenmann! Er humpelte zwar nicht, aber es sah so aus, als hätte er wirklich keinen Kopf. Er war es! Er suchte sie! Schnell, aber ungeschickt kletterte sie in den Straßengraben und kauerte sich ängstlich zusammen.

Als der Mann endlich an ihr vorbei war, sah sie ihm nach und dachte: «Der hat tatsächlich keinen Kopf!» Dann rappelte sie sich auf und lief auf dem schnellsten Weg nach Hause.

Als sie bei Heinrichs ankam, fiel sie auf einen Stuhl und rief: «Ich bin mehr tot als lebendig!»

«Ja, was rennst du denn so?», fragte Frau Heinrich. «Mein Mann ist nach Hause gekommen. Er wurde unruhig und ist losgelaufen, um dich zu suchen, weil du so lange weggeblieben bist. Ist er dir nicht begegnet?»

«Wann war das?», fragte Frau Ziegler.

«Vor ungefähr einer Viertelstunde. Aber horch, da kommt ein Auto! Das ist bestimmt der Doktor. Hoffentlich kommt mein Mann auch bald zurück!»

Die Zieglern sagte nichts. Und da kam auch schon Großvater Heinrich, den Mantelkragen hatte er hochge-

schlagen und den Kopf zwischen die Schultern gezogen, wie es seine Angewohnheit war. «Ist das ein wilder Sturm!», schimpfte er schon an der Haustür. «Und natürlich hatte ich meine Taschenlampe vergessen! Naja, das Unglück kommt selten allein.»

Mit diesen Worten stapfte er die Treppe hoch, krumm, wie er immer lief, als hätte er einen Buckel und seinen Kopf zwischen den Schultern.

Die alte Zieglern starrte ihm hinterher. Sie behielt die Geschichte sehr lange für sich, und wenn sie sie erzählte, verschwieg sie, dass der Maschinenmann nicht humpelte.

## Transformation

Dong!

Die Kirchturmuhr schlug Eins. Das war der Moment, in dem der Professor den Schlüssel im Schloss seiner Haustür drehte und beschloss, sie nie wieder zu öffnen. Es hieß, wenn sich eine Tür schloss, dann öffnete sich eine neue, aber für ihn galt das wohl nicht, denn sein Haus besaß keinen Hinterausgang. Der Professor betrat sein liebstes Zimmer, das Büro, das gleichzeitig als Schlafzimmer, Küche und Abstellkammer erhalten musste. Es gab nur einen einzigen Ort, an dem er sich fast genauso oft aufhielt wie hier – und das war die Toilette. Überhaupt hielt er, der Professor, sich sehr oft in seinem Haus auf, häufiger jedenfalls als draußen unter den Menschen. Warum auch? Er hatte theoretisch alles, was er brauchte in seinen vier Wänden: in den Deckenkübeln seines Büros hatte er genmanipulierte Gemüse- und Obstsorten angebaut, sogar Pillen, die den täglichen Bedarf an Eisen, Säuren, Salzen, Fetten und Kohlenhydraten deckten, hatte er erfunden und immer einige in seiner Schreibtischschublade rechts unten parat – dort, wo in ach so dramatischen Fernsehtragödien immer der Revolver lag, mit dem sich der Held oder zumindest der Bruder des Helden am Ende umbrachte.

Damit waren ihm also die perfekten Lebensumstände gegeben und diese hatten ihn dazu bewogen, ein isoliertes Eremitendasein in diesem 122,52 Quadratmeter großen Haus zu fristen, ohne jemals wieder einen Fuß vor die Tür zu setzen. Sein Leben war eben einfach nicht so spannend wie eine dieser dramatischen Fernsehtragödien.

Der Schüler sitzt an seinem Schreibtisch an den Physikaufgaben. Wärmelehre? Quantenphysik? Atomlehre? Alles kein Problem für ihn, den Einserschüler, weshalb er nach fünf Minuten fertig ist und mit den Untersekundenaufgaben fortfährt, die ihm sein engagierter Lehrer Herr Kurz gegeben hat, da die Obertertia den Schüler unterfordert. Allerdings bemerkt er jetzt, dass auch diese neuen Aufgaben kaum eine Herausforderung für ihn darstellen.

Plötzlich klatscht etwas gegen seine Fensterscheibe. Noch einmal. Eine zähe Masse tropft draußen auf das Fensterbrett. Nach kurzem Zögern tritt der Schüler ganz langsam zum Fenster, doch durch die schleimigen Schlieren kann er kaum etwas erkennen. Er öffnet das Fenster und hört augenblicklich das grölende Lachen von unten. Dort, im Chrysanthemum-japonesische-Beet seiner Mutter, stehen drei seiner Mitschüler und lachen ihn aus. Der

Schüler versteht nun, dass die zähe Masse an seinem Fenster kaputte Eier sind.

«Na, schon fein die Hausaufgaben gemacht?», bellt der Eine. «Du kommst doch sicher zu Vanessas Hausfete, nicht wahr?»

Die anderen beiden fallen fast um vor Lachen.

«Ach, warte», bemerkt der Wortführer. «Ich hatte ganz vergessen, dass du nicht eingeladen bist, du Verlierer.»

Sie ziehen triumphierend ab. Kamen, sahen und bewarfen das Haus mit Eiern. Das Letzte, was der Schüler von ihnen hört, ist: «So ein Muttersöhnchen!» und «Dummer Streber!»

Die Beleidigung «dummer Streber» ist ein Paradoxon, denkt sich der Schüler noch, dann schließt er das Fenster und setzt sich wieder an den Schreibtisch.

Der Professor sah sich in seinem Büro um. Bei den Anderen würden gerahmte Fotos von lachenden Kindern oder wenigstens dem Hund stehen, hier und da ein freier Stuhl für mögliche Gäste, dort ein kitschiges Reisesouvenir. Die Einrichtung des Professors jedoch bestand aus Reagenzgläsern statt Fotos (von wem auch? Er hasste Fotografien von sich selbst.), aus allen Nähten platzenden

Bücherregalen, die den Platz für Sessel nahmen, die er nicht brauchte, weil er gar keinen Besuch wollte, und alten Kaffeetassen statt dem Miniatur-Eiffelturm oder einem Big-Ben-Briefbeschwerer.

Endlich konnte er sich seiner Arbeit zuwenden. Alles war perfekt. Er war allein mit sich selbst und seinen Gedanken, die schon neue Erfindungen austüftelten – ohne Störungen, ohne das Bewusstsein, dass er nur seine Schwelle überqueren musste und er wäre in dieser seltsamen Welt. Ach, wie war das Leben doch... auszuhalten!

«Mama, wieso mögen mich die anderen nicht?», fragt der Sohn.

Die Mutter fährt ihm durch das Haar. «Sie verstehen nicht, was du und ich verstehen, mein Liebling. Wir beide verstehen, dass Arbeit vor Vergnügen kommt, nicht wahr? Disziplin vor Geselligkeit, Fleiß vor Verständnis. Irgendwann, eines Tages, wenn du erwachsen bist, wirst du auf sie alle hinuntersehen können, wenn sie an deine Tür klopfen, um sich Geld zu leihen. Und dann bist du es, der sie auslacht.»

«Denkst du wirklich?», hakt der Sohn nach. «Und denkst du... sie mögen mich dann auch?»

Die Mutter nimmt sein Gesicht zwischen ihre rauen Hände. «Zuneigung ist unwichtig. Was zählt, ist Respekt, mein Junge, hörst du? Deshalb lerne schön, denn Wissen ist Macht und Macht ist der Weg zum Respekt.» Sie fängt seinen Blick auf. «Hast du mich verstanden?»

Der Sohn nickt.

«Gut.» Sie lässt ihn los und steht auf. «Ich muss jetzt zur Arbeit. Bis heute Abend, Liebling», sagt sie lächelnd, dann steht sie auf, zieht sich ihren Putzkittel über und geht.

Die Lebensweise des Professors bewährte sich gut. Er hatte keinerlei Mangelerscheinungen, was hieß, dass er sich tatsächlich durch Chemie ernähren konnte, wie durch Lebensmittel aus dem Supermarkt. Eine Innovation! Es schmeckte zwar nicht besonders, aber das war ja auch nicht der Sinn der Pillen – sie sollten ihn einzig und allein am Leben halten.

Von morgens bis abends experimentierte der Professor und hielt die Ergebnisse seines Genies fest. Nur war das Leben eines Professors nicht wie in Comics beschrieben – er rief weder «Heureka!», wenn er auf eine Idee gekommen war, noch jagte er regelmäßig etwas in die Luft.

Stattdessen las er viel und stellte diverse Formeln auf, die an dieser Stelle nicht wiedergegeben werden, da nur ein genialer Kopf wie der Professor sie verstehen könnte. Aus Frühling wurde Sommer, aus Sommer Herbst, aus Herbst Winter und so weiter und so fort. Die Zeit verging, ohne dass der Professor auch nur ein einziges Wort mit einem anderen Menschen wechselte, denn das Telefon hatte er schon in den ersten Tagen nach seiner gravierenden Entscheidung ausgestöpselt, da dauernd Vertreter und religiöse Menschen («igittigitt») sein Kommentar zu Letzteren) angerufen hatten. Der Professor merkte es nicht, wenn die Sonne die Wolken zum Glühen brachte wie einen Klumpen Gold am saphirblauen Himmel. Er sah nicht, wie die Blätter blutrot, kupferfarben oder ockergelb wurden und die Krokusse, die tapfer ihre Köpfchen durch den Schnee steckten, wie um Luft zu holen, bemerkte er erst recht nicht.

Doch auch der Professor hatte noch einige Gefühle und Gedanken bewahrt, die er nicht mit sich allein ausmachen konnte. Irgendwann sehnte er sich nach einem Gefährten. Da er aber von Menschen nichts hielt und Tiere nur stanken, sabberten und haarten, beschloss er an einem für ihn beliebigem Tag – in Wirklichkeit war es

ein strahlender Märztag kurz vor Ostern – das zu tun, was er am besten konnte: das was er brauchte, selbst herzustellen.

Fünf Wochen, zwei Tage, fünfzehn Stunden und dreizehn Sekunden später – nicht dass Zeit für ihn zählte! – stand sein neuer Gesellschafter vor ihm. Er war das perfekte, was der Professor je erschaffen hatte. Zufrieden und zum ersten Mal seit Jahren aufgeregt schaltete er den Maschinenmann ein.

«Ich bin der Professor», stellte sich der Professor vor.

«Und du wirst mein Gefährte sein.»

Und ebenso begab es sich. Die beiden verstanden sich blendend und teilten ihre höchst intelligenten und vernünftigen Gedanken miteinander. Der Maschinenmann war wirklich ein praktischer Geselle, da er nur ab und zu etwas Öl und Benzin brauchte. Es war ein perfektes Geben und Nehmen!

Doch die Einsiedlerzeit veränderte beide. Denn der Maschinenmann begann durch die Kameras, die seine Augen waren, die goldenen Wolken, die bunten Herbstblätter und die hoffnungstragenden Krokusse wahrzunehmen. Auch hörte er draußen manchmal – in den schönsten Sekunden seines Daseins – spielende Kinder lachen. Dies war eine

Melodie, die ihn bis in seine tiefsten Zahnräder und Motoren berührte und er wollte diese Wesen sehen, die so etwas in ihm auslösen konnten – ohne einen Zusatz von Chemie oder Technik! Ebenso wollte er ein Blütenblatt der Krokusse berühren und ein einziges Mal die Sonne, über die er nur Dinge wusste, auch einmal auf seinem Blech spüren. Eigentlich sollte er so etwas nicht empfinden dürfen – Sehnsucht, Abenteuerlust, Neugierde. Er dürfte eigentlich gar nichts fühlen, schließlich war er nur aus einer harten Schicht Metall und einem funktionierenden aber eben gefühllosen Organismus – ein Maschinenmann eben! Er sah jedoch auch in den Augen des Professors, dass der ihn nie gehen lassen würde – aber er musste gehen.

So schlich er sich eines Nachts nach unten, sah dort, an den Rändern gerostet und verstaubt, den Schlüssel in der Haustür stecken. Seine Metallhand machte auf dem eisernen Schlüssel ein leises Geräusch. Plötzlich sah er das Licht, Millionen von winzigen Lichtern auf dem Schwarz des Himmels. Und er roch diese... diese Luft! Noch nie hatte er so etwas Reines eingeatmet. Technisch gesehen konnte er nicht atmen und doch passierte hier gerade etwas, das vermutlich nicht einmal der Professor erklären könnte.

Somit verließ das perfektste, was je geschaffen wurde  
– der Mensch, der einmal ein Maschinenmann gewesen  
war – den Professor, einen Maschinenmann, der einmal  
Mensch gewesen war.



Peter Fischerbauer: Sommerreise

Iris Wolff

## Einführung: Dr. Katzenbergers Badereise

Bislang war Doktor Katzenberger kein anderer als ein bekannter, anatomischer Arzt der Universität Pira im Fürstentum Zäckingen. Verwitwet, durchaus nachtragend, zynisch, geizig, ein prosaischer Naturwissenschaftler – vor allem anatomische Missbildungen haben es ihm angetan – so kennen wir ihn. Er begibt sich mit seiner Tochter nach Bad Maulbronn, doch statt einer beschaulichen Badekur nachzugehen beschäftigen ihn allerlei Rachegeanken gegen einen missliebigen Rezensenten.

Jean Paul hätte seine Freude, könnte er lesen, was vier Schülerinnen und zwei Schüler in bester Schulmeisterlein-Wutz-Manier aus seinem ebenso sprechenden wie rätselhaften Titel gedichtet haben. Da wird aus dem anatomischen Arzt ein verrückter Arzthund mit Dokortitel, der sowohl Menschen als auch Marsmännchen behandelt. Nur schade, dass letztere sich in seiner Praxis nie blicken lassen. Wer wissen will wohin ihn seine Badereise führt, ganz im Sinne Jean Pauls voller kurios-komischer Wendungen und Einfälle, sollte Katharina Wagners Geschichte lesen.

Oder ist Dr. Katzenberger niemand anderes als ein übergewichtiger, ziemlich misllauniger Psychiater, dem das Reisen ganz und gar nicht geheuer ist? Ein Mann, der

dringend eine Ruhepause braucht, und sich in Julia Antonia Lachacz Geschichte auf den Rat seines Hausarztes auf eine Badereise begibt. Der uns als Leser mit seinen pointierten und spöttischen Beobachtungen erfreut und auf seiner Reise unverhofft viel mehr als Erholung findet.

Florian Nowotnick lässt Dr. Katzenbergers Abenteuer in einer Badewanne im Jahr 2028 beginnen und beendet sie spannungs- und phantasievoll genau 500 Jahre später im Raumschiff des Kapitän Mc Freeze und seiner Forschungstruppe.

In der Geschichte von Mirjam Ahrens, die sich durch Witz und Liebe zum Detail auszeichnet, ist Katzenberger anerkannter Badewannentester. Er besucht Badewannenhersteller auf der ganzen Welt und leidet darunter, dass er mit seinen Schwimmhäuten zwischen den Zehen – eine unvermeidliche Berufskrankheit – keine Frau gefunden hat. Bis er sich auf eine Badereise nach China begibt...

Was uns Ansgar Riedißer erzählt soll nicht verraten werden. Seine lyrisch-melancholische und berührende Geschichte führt uns an einen Ort, an dem wir Dr. Katzenberger ganz sicher nicht vermuten würden.

## Der verrückte Arzthund

Dr. Katzenberger ist keine Katze, sondern ein Hund, der zwischen sehr vielen Seen und Teichen lebt. Er war erst vor ein paar Wochen dorthin gezogen, weil er dort eine Arztpraxis eröffnen wollte. Er hatte noch keine rechte Lust verspürt, die Gegend zu erkunden. Diese Nacht konnte Dr. Katzenberger nicht schlafen, da es ihn von den vielen Tagen juckte, die er ohne duschen verbracht hatte. Außerdem wollte er dringend einmal Urlaub machen.

Jeden Morgen zog er sich an, schob sich ein Nutellabrot in den Mund und schüttete sein spezielles Gemisch aus Kaffee, Tee und Kakao hinunter. Danach zog er mindestens zwanzig Krawatten an, damit jeder sah, wie ordentlich er war und schlüpfte in seine Lieblingsbadehose. Dann raste Dr. Katzenberger mit vollem Karacho in seine Arztpraxis für Menschen und Marsmännchen. Da arbeitete er dann von früh bis spät, nur diese fremden Männchen vom Mars ließen sich nie blicken. So hatte Dr. Katzenberger nicht die geringste Zeit zum Duschen, geschweige denn einmal in den Urlaub zu fahren. Doch diese Nacht hängte er ein Schild an seine Praxis. Darauf stand, dass er mindestens drei Tage nicht in der Praxis sein werde. «So», sagte Dr. Katzenberger zu sich selbst, «ich werde noch diese Nacht aufbrechen. Ich packe nur

noch schnell meine Sachen zusammen.» Lange musste er nicht überlegen was er mitnahm: Natürlich seine Lieblingsbadehose, die er so oder so anhatte, genug Essen, nicht zu vergessen viele Krawatten, sein Knuddelkuscheltier Siegfried der Apfel, und etwas hundisches Geld. Mit seinem größten Rucksack auf dem Rücken lief er los. Dr. Katzenberger hatte sich überlegt, die Gegend zu erkunden und in den vielen Seen baden zu gehen. Er lief zuerst zum Dudelidiesee. Schon von weitem hörte man die Dudelsäcke die ununterbrochen aus dem Nichts hervorklangen. Dies war nicht nur nachts gruselig, sondern auch tagsüber. Am Tag lag immer dichter Nebel, egal bei welchem Wetter, über dem See, so wie er es auch von vielen seiner Patienten gehört hatte. Doch Dr. Katzenberger war nicht ängstlich, denn die morgendlichen Nutellabrote stärkten seine messerscharfen Hundezähne. So ging er mit Sack und Pack über die schon halb zerstörte Wiese an den See. Sie war übrigens wegen der grausamen Musik so kaputt. Das Gedudel wurde immer lauter. Plötzlich sah Dr. Katzenberger etwas in der Wiese aufleuchten. Als er es aufhob sah er, dass es eine Mundharmonikagitarre war, auf der man Gitarre spielte, aber gleichzeitig in eine angenagelte Mundharmonika blies. Da es eh schon genug

grausliche Musik gab, begann Dr. Katzenberger mitzuspielen. Bald fing er an, mit seinem gefundenen Instrument zu tanzen. Dr. Katzenberger hatte festgestellt, dass er die Mundharmonika auch mit dem Fuß spielen konnte, indem er ihr Luft mit dem Fuß zufächelte. So konnte er zu dem Lied auch noch dazu bellen. Dies tat er auch, aber er blieb nicht lange so laut. Denn plötzlich verwandelte sich die schaurige Dudelmusik in fröhliche Volksmusik, die Dr. Katzenberger für kurze Zeit verstummen ließ. Doch dann versuchte er, im Takt mitzuspielen. Bald wurde es Morgen und je heller es wurde, umso nebliger wurde es. Doch bald konnte man einige Stimmen von Menschen und Hunden hören. Dr. Katzenberger meinte schließlich zu sich selbst: «Ich muss weiter gehen, denn ich will noch mehr Seen besuchen.» Um 39 Uhr hundscher Zeit und um zehn Uhr menschlicher Zeit lief Dr. Katzenberger wieder los. Nach etlichen Stunden, kam er an einen ziemlich großen See namens Töterütö. Schon von Weitem konnte man lautes Gestampfte hören, dass von Elefanten und auch von ein paar Hunden oder Menschen verursacht wurde. An diesem See sollte angeblich eine Elefantenarmee leben. Mit allem drum und dran: Tarnkleidung, Pistolen und Messern. Dr. Katzenberger ließ

erschöpft die Pfoten hängen, als er die Elefantenarmee sah. «Guten Tag, Sie wollen Armeeelefant werden?», fragte der trötende Elefantenoffizier. «Nein, äh ne... äh eigentlich nicht», verhaspelte sich Dr. Katzenberger, «ich will nur baden, denn beim Dudelidiese habe ich dies vor lauter Musik vergessen.» «Nein, nein und nochmals nein! Wenn sie nicht Armeeelefant werden wollen, dürfen sie hier nicht baden. Verschwinden sie von hier, aber hopp, hopp!» Schnell rannte Dr. Katzenberger in Richtung Wellisee. Nach etlichen Stunden, in die er viele Pausen einlegen musste, da er langsam nicht mehr konnte, er ließ sich geradezu jede zwanzig Minuten auf den Boden fallen und zog dann seine Riesentrinkflasche aus seinem Rucksack. Irgendwann erreichte Dr. Katzenberger den Wellisee. Es war ein See mit zehn Meter hohen Wellen und vielen Surfern. Dr. Katzenberger blieb erstaunt stehen. Das wollte er auch können. Sofort rannte er auf den nächst besten Surfer zu, der gerade ins Wasser gehen wollte. «Stopp, he warte auf mich, kannst du mir das beibringen?» «Aber klar doch. Komm mit ich zeig's dir im Wasser.» Dr. Katzenberger ließ schleunigst seinen Rucksack fallen und rannte dem Surfer hinterher. Nach kurzer Zeit und einigen Stürzen stand er schon ziemlich sicher auf dem Surfbrett. Er

## Manchmal muss es Alfred sein

war ein echtes Talent. «He, du kannst es ja jetzt, nun will ich wieder», rief der schon langsam genervte Surfer. «Ja es ist für mich eh Zeit weiter zu gehen. Schließlich will ich noch vor dem Dunkelwerden einen geeigneten Schlafplatz finden. Tschüss bis irgendwann mal», rief Dr. Katzenberger ein wenig traurig. Es ist auch Zeit, wieder nach Hause zu gehen, dachte er, denn ich muss mich weiter um Kranke kümmern. Unter einem alten Gummibärchenbaum schlug er sein letztes Nachtlager auf.

Am frühen nächsten Morgen lief er los, um am Abend rechtzeitig bei seinen Patienten zu sein. Unterwegs zählte er der Ordentlichkeit halber seine Krawatten nach. Dr. Katzenberger musste entsetzt feststellen, dass eine seiner Krawatte fehlte, aber es machte ihm nichts aus, denn er hatte ja genug.

Als er abends erschöpft aber glücklich in seiner Praxis ankam, stellte er fest, dass ihm diese sehr gefehlt hatte.

Nun stehe ich hier, mit meinen andauernd wechselnden Temperaturschwankungen, von sengender Hitze zur Reise in die Antarktis, warte schon eine geschlagene halbe Stunde auf ein verflixtes Taxi, oder die Bürgerbusse, wie sie sie hier nennen, und meine Füßen beschwerten sich, dass sie mein Übergewicht nicht länger tragen wollen. Meine Stimmung ist somit in Bestform und ich weiß, dass das noch nicht alles ist. Ich bin hier, weil mir mein Hausarzt geraten hatte, eine Pause in meinem Leben zu machen und zu verreisen, denn das würde, das war seine Überzeugung, meinem Körper und meiner Seele sehr wohl tun. Diese Idee hatte ich zuerst nicht besonders prickelnd gefunden, denn ich verreise so gut wie gar nicht. Meine letzte Reise war mit meiner damaligen Freundin nach dem Studium gewesen. Das war nun auch schon über 20 Jahre her und ist nicht gerade mit schönen und besonderen Erinnerungen verbunden. Und dann war da noch der Umstand, dass Wasser nicht so besonders mein Ding ist. Genau genommen habe ich Angst, panische Angst vor Wasser, das mir höher geht als bis zu meinen Knien, denn ich kann nicht Schwimmen. Ich weiß, das ist furchtbar peinlich, ein erwachsener Mann, der nicht schwimmen kann, doch früher hatte ich mich immer vor dem Schwim-

munterricht gedrückt und danach war es mir zu peinlich gewesen, das Seepferdchen zu machen, mit all den kleinen 5- und 6-jährigen die im Wasser tollen, wie wildgewordene Haifische. Nun ja, ich weiß gar nicht mehr genau, wie mein Hausarzt mich überreden konnte, doch jetzt stehe ich hier und bereue es zutiefst. Das Reisen ist einfach nur anstrengend und meine Nerven sind bereits zum überreißen gespannt.

Ich verstehe die Leute nicht, die sich in all dem so wohl fühlen können. Mich freut es dagegen, zu Hause zu sein, in meinen vier Wänden, mit all den vertrauten und gewohnten Sachen um mich herum. Auch gehe ich in meinem Beruf auf, in einer Anstalt, die es sich zum Ziel gesetzt hat, geistig verstörten Menschen in die Seele zu blicken. Das Analysieren von Menschen ist mein sechster Sinn und so gut ausgeprägt wie die Nase eines Spürhundes von der Polizei. Jetzt hier zum Beispiel, am Treffpunkt von was-weiß-Gott-wo, kann ich mit einem Blick sagen, was das für Menschen sind. An sogenannten Touristenorten gibt es immer die Japaner, die alles und jeden, selbst Kaugummis und Vogeldreck fotografieren, mit diesem lächelnden «hoi, hoi». Dann die auseinanderreißen Familien, wo die Eltern versuchen, mit einem Urlaub alles ganz nor-

mal aussehen zu lassen, während die dauernd Musik hörenden Kinder wissen, dass die Ehe in die Brüche geht und einfach nur verschwinden wollen. Genauso wie die hoffnungslos verliebten, die einfach Alles und Jeden toll finden, weil ihr Seelenverwandter ja neben ihnen steht. Und dann die Allerschlimmsten unter ihnen. Die alleinstehenden alten Damen, die jeden wegen Belanglosem versuchen anzuquatschen, nur damit sie sich anderen mitteilen können. Meistens noch mit einem Queen Elisabeth Outfit und Spitzenhandschuhen, drei Trollies und einem kleinen kläffenden Quälgeist. So ein Exemplar, das sich suchend nach seinem nächsten unschuldigen Opfer umschaute, steht nicht weit von mir entfernt. Ich versuche noch mich wegzudrehen, doch da ist es schon zu spät. Sie hat mich entdeckt. Die alte Dame kommt geradewegs auf mich zu, doch da hält zum Glück direkt vor meiner Nase einer der Bürgerbusse. Als sich die Tür öffnet steigt eine Rauchwolke voll Zigarettenqualm aus dem Bus heraus. Wie aus einem Gangsterfilm nimmt der Mitte 50jährige Fahrer langsam wie bedeutend seine Sonnenbrille ab und lächelt uns mit einem etwas abschreckenden Zähnefletschen entgegen, das jedem Zahnarzt Albträume bescheren würde. Ich überlege einen Moment, was schlimmer ist, in

diesen Bürgerbus zu steigen oder auf den nächsten zu warten und große Gefahr zu laufen, von der alten Dame totgequatscht zu werden. Nachdem ich mich vergewissert habe, dass die Dame hier nicht einsteigen wird, helfe ich dem Fahrer, meine Koffer hinein zu hieven. Obwohl Schmeissen ein besserer Ausdruck dafür ist, was dieser Mann dort mit meinen Sachen tut. Nachdem alle mehr oder weniger gemütlich in dem Bürgerbus Platz genommen haben, kann es endlich losgehen. Sie sind alle ganz aufgeregt und haben sich viel zu erzählen, dabei fängt der Urlaub gerade erst an. Ein Umstand, den ich wegen meines so geliebten Schweigens nicht verstehen kann und werde. Der Bus setzt sich nach ein paar seltsamen Willkommensgrüßen vom Gansterbusfahrer in Bewegung. Ich schaue aus dem Fenster und bewundere die Landschaft, lasse es aber gleich, nachdem ich den Fahrstil des Gansterbusfahrers bemerkt habe, sein. Allein nach den ersten Minuten Fahrt ist mir übel, und ich bin nicht der Einzige. Die heitere Stimmung im Bus ist geplatzt wie eine Seifenblase und die Ersten stoßen flehende Gebete gen Himmel aus, dass sie heil und unversehrt ankommen mögen. Ein kleines Kind, das auf dem Schoß seiner Mutter sitzt, fängt an zu quengeln und eine andere Dame, komplett in Pink, versucht

ihren kleinen Dackel zu beruhigen, der einen ganz gequälten Gesichtsausdruck macht, was ihm nicht zu verdenken ist, mit seinen rosa Schleifchen im Fell und dem passenden pinken Outfit zu seiner Besitzerin, die gleich ganz Paris Hilton tut und den Ruf aller blonden Frauen auf das unterste Niveau runterstuft. Als eine der Bürgerbusinsassen es wagt, den Gansterbusfahrer zu bitten, langsamer und bedächtiger zu fahren, zeigt er sich seltsamerweise ganz verständnisvoll, hat es aber zwei Minuten später wieder vergessen. Man kann sein Gehirn richtig denken hören, mit einem knackenden Rauschen, wie zwischen den Radiosendern. Es quietscht jedes Mal ganz fürchterlich, wenn er mit seinem Fuß abwechselnd aufs Gaspedal und die Bremse drückt, und das in einem Stop and Go! Man könnte das Gefühl bekommen, dass er wirklich aus einem Actionfilm stammt, aber der Böse von der Mafia ist, der mit seiner nicht vorhandenen Hygiene und den klimpernden Goldkettchen, der gerade verfolgt wird und nun in einem Affenzahn zwischen den Autos hindurchflitzt. Aus reiner Panik drehe ich mich um, um hinter uns aus dem Busfenster nach heulenden Polizeiautos Ausschau zu halten. Doch es ist keine Hilfe in Sicht. Schweren Herzens drehe ich mich wieder um und mein Kopf schnellt nach vorne, als der

Gangsterbusfahrer die nächste Vollbremsung macht. Es ist mir ein Rätsel wie er damals den Führerschein geschafft haben soll oder wieso er ihn jetzt noch hat. Irgendwie bin ich heile an meinem Hotel angekommen, zwar habe ich Kopfweg und es dreht sich alles noch ein bisschen, aber ich habe kein Hirntrauma und keinen Schädelbasisbruch. Froh darüber, endlich weg von diesem Gansterbusfahrer zu sein, betrete ich die Rezeption des Hotels «Wiesental». An der Theke sitzt eine Frau in einer schwarz-weißen Uniform und telefoniert ganz entspannt und ausgelassen. Sie hat sich in ihrem Stuhl zurückgelehnt und bemerkt mich nicht einmal, als ich mich räuspere. Die Stimme auf der anderen Seite ist so laut, dass ich fast alles mitbekomme, und genau weiß, dass das kein geschäftliches Telefonat ist. Ich bekomme mehr mit, als ich eigentlich will und nachdem sie das Telefongespräch beendet hat, weiß ich, dass ihre Freundin Tina gleich ein Date hat, vor dem Spiegel steht und nicht weiß, was sie anziehen soll, und von dem netten Lächeln und dem gut geformten Körper des Mannes schwärmt. Die Rezeptionistin wendet sich nun mir zu und fragt ganz höflich, ob sie mir helfen könne. So ganz sicher bin ich mir nicht mehr, doch ich versuche es trotzdem. Ich sage ihr,

dass ich ein Einzelzimmer im Erdgeschoss gebucht hätte, damit ich keine Treppen steigen muss. Sofort macht sie sich daran, mit ihren überdimensionalen Fingernägeln, deren Lack von einem neongrün ist, auf die Tastatur ihres Computers zu hauen. Nach einem Blick in die Register meint sie entschuldigend, dass der Gast, der im Moment noch dieses Zimmer bewohnt, noch nicht ausgecheckt hat und das Zimmer somit noch nicht frei sei. Großzügig bietet sie an, mir schon einmal das Gepäck abzunehmen, damit ich mich im Salon solange entspannen kann, während sie Kontakt, das klingt so, als würde sie Funkwellen ins Weltall senden, mit dem Gast aufnehmen würde. Ich erkläre mich missmutig einverstanden, da ich ja sowieso keine andere Wahl habe und lasse mir beschreiben, wie ich zum Salon komme. Dort angekommen, setzte ich mich erst einmal auf das Sofa und hebe meine schimpfenden Füße in die Höhe, was mir ein selbstzufriedenes Stöhnen entlockt. Atem holend, schließe ich die Augen und versuche, mich nicht aufzuregen, umsonst. Ich koche. Ich sollte unbedingt den Hausarzt wechseln, denke ich. Da könnte mir jetzt nicht einmal mehr ein guter Cocktail helfen. Ich versuche es allerdings trotzdem, bestelle mir einen, nehme ihn mit auf einen Platz an einer Panorama-

scheibe, die einen Blick auf den Badeort bietet und setze mich hin. Von hier oben sieht es eigentlich ganz schön aus, bis auf die Menschenmassen und die vielen krei-schenden Kinder. Zum ersten Mal, seitdem ich aufgebro-chen bin, entspanne ich mich, wobei es eher an dem Cocktail als an meiner momentanen Situation liegen muss. Denn die kann man nicht gerade als relaxed bezeichnen. Außerdem habe ich das Gefühl, dass es vielleicht doch noch ganz passabel hier werden könnte und bin gegen mei-nen Hausarzt nicht mehr ganz so missmutig gestimmt. Irgendwann spricht mich ein Mann mittleren Alters von der Seite an und fragt, ob er sich zu mir setzten könne. Beflügelt vom meinem Cocktail stimme ich freudig zu und das Gespräch kommt ohne Umschweife sofort ins Rollen. Irgendwie komisch, da ich zu Fremden normaler-weise so viel sage wie ein Rotbarsch zur Forelle. Was mich sonst gestört und genervt hat, von Fremden angesprochen zu werden, ist mir im Moment piep egal. Der Mann heißt Alfred, und so wie sein Name schon klingt, ist er auch. Er hat kein sonderlich gutes Selbstbewusstsein, wird von seiner Mutter immer noch verhätschelt und ist Single. Was mich nicht weiter verwundert. Nach einem zweiten Cocktail, diesmal zusammen mit Alfred, fange auch ich

an, etwas über mich zu erzählen. Es wundert mich selbst, was aus meinem Mund kommt. Ich bin Dr. Katzenberger für Psychologie, habe mich mit meinen Eltern zerstritten und beschäftige mich den ganzen Tag mit Sorgen und Problemen von anderen Leuten, anstelle mich um meine eigenen zu kümmern. Und ich fühle mich allein und nutz-los. Da braucht Alfred erst einmal einen weiteren Schluck, und nachdem ich das gesagt habe, geht es mir gleich viel besser. Er nickt verständnisvoll, sagt aber nichts. Kein, das tut mir leid oder so, was mich irgendwie erleichtert. Denn mit dieser ganzen Gefühlsduselei kann ich nicht sonderlich viel anfangen und meistens ist es ja doch eher unnütze Zeitverschwendung. Nicht mehr ganz klar im Kopf, säusle ich vor mich hin, dass Alfred mein Le-ben verändert hat und von nun an mein bester Freund wird.

Selbst nachdem ich meinen Kater am nächsten Mor-gen ausgeschlafen habe, bin ich immer noch derselben Meinung und freue mich auf das nächste Treffen mit Al-fred. Auch noch etliche Jahre später treffen wir uns im selben Hotel und Badeort «Wiesental». In Gedanken be-danke ich mich bei meinem Hausarzt, der es mir nicht hätte besser beibringen können, meinem Leben endlich wieder einen Sinn zu geben.

## Eine ganz besondere Badereise

Es war der 12. Mai 2028, ein herrlicher Samstagmorgen. Henry Katzenberg saß in seiner Badewanne und dachte nach. Es war mal wieder eine Arbeitswoche zu Ende gegangen und er freute sich, dass seine Forschungen so gut weitergekommen waren. Er hatte ein Kältegas erfunden, womit man Menschen, Tiere oder Pflanzen für längere Zeit ohne Eis oder Karbonit (wie in diesen alten Star Wars-Filmen) einfrieren konnte. Er ließ sich glücklich noch mal die Formel durch den Kopf gehen ...

Plötzlich hörte der Professor ein Zischen. Er überlegte erst noch, woher es kommen konnte, doch als er mit Gänsehaut verstand, woher das Geräusch kam, war es schon zu spät. Er wusste, dass er nun selbst einfrieren würde und dass niemand ihn in seinem geheimen Labor finden könne, weil es 31,78 Meter unter der Erde lag...

Kapitän Mc Freeze von der Kalumpa IX flog mit seiner sechs Mann starken Besatzung an der Dason-Galaxie vorbei, um morgen auf der Erde zu landen und seine Familie wieder zu sehen. Er freute sich schon. Im Moment flog das Transportraumschiff der 1-Klasse 68'000 Megasutra pro Piso-Minute.

Dr. Sataro Mc Freeze, der Vater des berühmten Kapitäns Mc Freeze, war mit seiner Forschungsgruppe unterwegs, als er auf dem Bildschirm seines Teleskopmeters einen fremden Körper erkennen konnte. Er entschied, sich das näher anzusehen und erkannte, dass der Körper 31,78 Meter unter der Erde lag. Der Forscher und Professor holte einen Utilago-Bohrer und fing an, den leblosen Gegenstand anzuziehen und Erde an die vorherige Stelle des Körpers rutschen zu lassen...

Der unbekannte Gegenstand glitt immer höher und kam bald an die Erdoberfläche. Spannung lag in der Luft. Als der Vorgang beendet war, stellte sich heraus, dass sich ein nackter, lebloser, aber nicht toter Mensch auf dem Boden befand.

«Entfrier-Maschine holen!», rief Doktor Sipa und schaute sich ihren Patienten an. Die Frau wunderte sich: Noch nie hatte sie einen Mensch gesehen, der auf eine so komische Weise eingefroren war ...

Ah, da kam die Entfrier-Maschine. Nun war es an der Zeit, den armen Mann von seiner Qual zu befreien.

Doktor Sipa aktivierte den Entfrierer und langsam fing ihr Patient, Dank der modernen Technik, wieder an zu

atmen. Alle, sowohl sie als auch ihr Assistent und die Krankenschwester, warteten gespannt, was jetzt passieren würde. Nach einer Weile begann der Körper des Menschen sich zu bewegen und auch seine Augen erblickten das Alpha III Licht. Dann durchfuhr ihn ein Zucken und er richtete sich auf.

«Wo ... wo bin ich? Was ... was ist hier los?», fragte Henry Katzenberg ganz erstaunt. Er verstand das alles nicht. «Beruhigen Sie sich. Sie sind im Rotfling-Krankenhaus. Alles ist gut!»

«Warum bin ich hier?», fragte der verwunderte Dr. Katzenberg.

«Sie waren eingefroren und wir haben Sie aufgetaut.» Langsam dämmerte Henry, was passiert sein musste. Er erinnerte sich nun auch wieder an sein Kältegas, und an das Zischen ... Schlagartig wurde ihm klar, wie er hierher gelangt war. Er ließ sich seine Erinnerungen noch einmal durch den Kopf gehen.

«Was ist los?», fragte ihn die Frau, die ihm erklärt hatte, dass er im Krankenhaus war. «Sie sehen so nachdenklich aus.»

«Ich heiße Henry Katzenberg und ich vermute, dass ich in der Zukunft gelandet bin.»

«Ah ... jetzt verstehe ich! Ach ja, ich heiße Doktor Sipa. Erinnern Sie sich an ein Datum Henry?»

«Ja, an den 12. Mai 2028, ich war am Baden.»

«Das ... das ist doch 500 Jahre her!!!» Diesmal war es Doktor Sipa, die staunte.

«Dann bin ich ja jetzt 536 Jahre alt!», rief Dr. Katzenberg erregt.

«Ja, und Sie verdanken es Dr. Mc Freeze, dass Sie nicht noch älter sind. Er möchte Sie übrigens nachher noch sprechen», erklärte sie ihm.

Am Abend machte sich Sataro Mc Freeze auf den Weg ins Krankenhaus, um mit Dr. Henry Katzenberg zu sprechen, wie Doktor Sipa ihm per Saturn-Staub vorgeschlagen hatte. Er stieg in seinen Druckluftbob und sauste die unterirdischen Gänge entlang, um zum Rotfling-Krankenhaus zu gelangen. Er versuchte, sich in die Situation von Henry zu versetzen und verstand, was dieser alles durchgemacht hatte. Der aufgetaute Mensch hatte alles verloren: seine Familie und alle seine Freunde, sein Besitz und alles, was ihm vertraut war.

«Ich selbst hätte das nicht überstanden!», dachte er laut und betrat das Zimmer von Henry.

Die beiden Männer stellten sich erst einmal einander vor und kamen dann langsam ins Gespräch.

Erst viele Stunden später beendeten sie ihre Unterhaltung. Sie hatten sich viel von ihren Abenteuern erzählt und Sataro Mc Freeze hatte Dr. Katzenberg viel von der heutigen Technik erklärt, sowie von der Geschichte, die zwischen ihren beiden Zeiten lag, berichtet.

Lange nach Mitternacht verabschiedete sich Mc Freeze und ließ Henry nachdenklich in seinem Zimmer zurück.

Henry spürte, dass er in Sataro einen Freund fürs Leben gefunden hatte. Morgen würde er dessen Sohn kennenlernen und noch vieles mehr erfahren.

Er wusste auch, dass er wohl nie wieder in seine Zeit zurückkehren könnte, da Zeitreisen auch jetzt, 500 Jahre später, noch unmöglich waren.

Na ja, sagte sich Henry, ich habe ja schon nette Menschen getroffen, von denen ich noch viel erfahren und lernen kann. Und sie können auch etwas von mir lernen.

Bald gehe ich bestimmt wieder meinem Beruf nach – aber diesmal mit etwas mehr Vorsicht!

Sicherlich werde ich auch in dieser neuen Zeit wieder Freundschaften schließen.

Ich habe noch viel vor ...

«Jetzt muss ich aber erst einmal schlafen», rief er sich laut zur Ordnung und schlummerte nach kurzer Zeit erschöpft, aber zufrieden ein.

## Der Badewannentester

Ich darf euch Herrn Dr. Katzenberger vorstellen: Er ist ein etwas kleinerer, kräftig gebauter 45-jähriger Mann mit kinnlangem braunem, silbersträhnigem Haar und buschigen Augenbrauen, die bei jeder Gelegenheit lustig zucken. Außerdem hat er einen großen, braunen Schnurrbart, der seine ganze Oberlippe bedeckt. Von Beruf ist er anerkannter Badewannentester. Da er der Einzige weltweit ist, der diesen Beruf ausübt, muss er oft sogenannte Badereisen unternehmen. Dabei besucht er Badewannenhersteller auf der ganzen Welt, um ihnen seine fachmännische Meinung zu ihren Badewannen zu sagen. Seine nächste Tour führt ihn zunächst nach China und anschließend nach Dänemark. Auf Dänemark freut er sich schon besonders, denn da kann er wieder sein Lieblingsessen eine dänische Spezialität – Softeis – essen. Da das ständige Hin- und Herreisen und Baden auf Dauer sehr anstrengend ist, nimmt er sich dreimal im Jahr Urlaub, um diesen ungestört in der Wüste verbringen zu können, wo es weit und breit keine Badewanne gibt.

Ihr müsst wissen, dass er sich seit Jahren eine Frau wünscht, aber die meisten wurden durch die Schwimmhäute, die sich im Laufe der Jahre zwischen seinen Fußzehen gebildet haben, abgeschreckt. Außerdem hat er

sehr oft mit Quellschmerzen zu kämpfen, was viele Frauen nicht besonders toll finden, denn welche Frau will schon gerne einen Mann mit Quellschmerzen und Schwimmhäuten zwischen den Zehen heiraten! Deshalb sucht der Badewannentester schon seit Jahren nach einer Frau.

Wir werden ihn jetzt einmal auf einer Tour begleiten ...

Nach stundenlanger Auto- und Schiffsfahrt ist Herr Dr. Katzenberger mit seinem alten, silbernen Mercedes und dem großen Wohnwagen, der sein Zuhause ist, nun endlich an seinem heutigen Ziel angekommen: in China. Hier hat er sämtliche Fabriken abzuklappern. Er schaut auf die Uhr und stellt fest, dass er noch eine halbe Stunde Zeit hat, bis er los muss, um pünktlich beim Badewannenhersteller ,«Ching lau peng» zu sein. Also beschließt er, seine heiß und innig geliebte Geschenkesammlung anzusehen. Diese besteht aus sämtlichen Werbegeschenken, die er von den vielen Badewannenherstellern bekommen hat und die in unzähligen Regalen in seinem Wohnwagen untergebracht sind. Er trennt sich nie von ihnen, egal ob er nach Grönland oder Amerika reist. Seifen, Shampoos, Handtücher, Waschlappen, Schaumbäder und viele andere Dinge, die er alle aufgehoben hat, gehören dazu. Es bereitet ihm immer wieder Vergnügen, die verschiedenen

Dinge anzusehen. Aber das Tollste, findet er, ist seine gelbe Badequietscheente Manfred. Die nimmt er wirklich überall mit hin: in die Badewannen, ins Bett, manchmal sogar mit aufs Klo. «Heute», beschließt er, «werde ich mir vor allem die chinesischen Sammlerstücke anschauen!» Nachdem er das getan hat, verlässt er seinen Wohnwagen, schließt ihn ab, steigt ins Auto und fährt los. Nach dreißig Minuten Fahrt durch den chinesischen Verkehr ist er am Ziel angelangt. Neugierig schaut er sich um. Vor ihm steht ein vierstöckiges Fabrikgebäude, das ihn grau und düster anstarrt. Dr. Katzenberger läuft ein kalter Schauer über den Rücken. «Na, hier möchte ich ja nicht dauerhaft arbeiten!», denkt er sich und läuft zielstrebig über den Parkplatz auf das Gebäude zu. Als er das Haus betritt, wartet schon eine kleine, dicke Chinesin mit dichtem, nach unten gekämmten Haaren auf ihn. «Sie sind sicher Herr Dr. Katzenberger!», bemerkt sie mit hoher, schneidender Stimme. «Ja, der bin ich, und wer sind sie?» «Ich bin Mrs. Ching lau peng, die Chefin dieses Betriebs. Folgen Sie mir bitte, ich werde Sie zu ihrem Arbeitsplatz führen!» Herr Katzenberger folgt ihr und denkt sich, wie leid ihm doch die Angestellten in diesem hässlichen Gebäude tun. Mrs. Ching lau Peng führt ihn durch viele menschenleere Gänge und

als sie einmal einen Angestellten treffen, der augenscheinlich von der Toilette kommt, wird Herrn Dr. Katzenberger sofort klar, warum niemand auf den Gängen anzutreffen ist: Mrs. Ching lau peng hält ihrem Angestellten nämlich eine Strafpredigt, die sich gewaschen hat. Der Angestellte wird bei jeder neuen Salve kleiner und kleiner. Und Herr Dr. Katzenberger kann nichts dagegen tun! Endlich ist sie fertig und es geht weiter. Der Badewannenfachmann folgt der Betriebsleiterin noch durch weitere Gänge und bald darauf stehen sie in einem schön eingerichteten Zimmer mit drei weißen Badewannen, die mit Wasser gefüllt sind. Der Badewannentester taucht vorsichtig den rechten Zeigefinger ins Wasser, um die Wassertemperatur zu messen, und zieht ihn gleich wieder heraus, denn das Wasser ist eiskalt! Mrs. Ching lau peng hat den Vorgang anscheinend beobachtet, denn sie meint mit ihrer unangenehmen Stimme, allerdings viel freundlicher als zu ihrem Angestellten: «Wenn es Ihnen nicht passt, dann lasse ich neues ein!» «Äh ja, das wäre vielleicht ganz nett!», meint Dr. Katzenberger erleichtert. Also lässt die Frau warmes Wasser ein, verabschiedet sich vom Tester und geht hinaus. Herr Dr. Katzenberger schließt die Tür ab, zieht sich aus und widmet sich seiner Arbeit.

Er streicht vorsichtig, ja fast liebevoll über die Badewannenarmaturen, betrachtet die kunstvoll verzierten Badewannenwände, malt ein paar Häkchen auf seinen Block, lässt sich langsam ins Wasser gleiten, seufzt behaglich und probiert den chinesischen Schnickschnack aus. Er schaut, ob die Unterwasserbeleuchtung, die Wanddüsen, die Bodendüsen und die Blubberblasenmassage richtig funktionieren und wie sie sich anfühlen. Er hakt ein paar Punkte ab, da klopft es an der Tür: «Herr Doktor Katzenberger! Entschuldigen Sie, aber ich muss Ihnen noch etwas sagen!» Seufzend steigt er aus der Badewanne, zieht sich an und öffnet die Tür. «Ahh, Mrs Ching lau peng! Was möchten Sie denn?» «Ich wollte eigentlich nur fragen, ob sie lieber Kaffee oder Tee trinken?» «Tee, bitte! Könnte ich jetzt vielleicht weiter arbeiten?» «Ja, bitte, tun Sie das!» Also geht Herr Dr. Katzenberger, natürlich nachdem er die Tür abgeschlossen und sich wieder ausgezogen hat, zu seiner Badewanne. Jetzt ist das Wasser schon wesentlich kälter als vorhin. Herr Dr. Katzenberger seufzt und setzt sich hinein. Aber kurz darauf klopft es schon wieder! Also zieht er sich erneut an und öffnet die Tür. Es ist wieder Mrs. Ching lau peng! Diesmal will sie wissen, ob er in den Tee lieber Zucker oder Milch wolle. Er meint,

er wolle Zucker und sie solle ihn jetzt endlich in Frieden arbeiten lassen. Also geht sie hinaus, er schließt die Tür ab, zieht sich aus und setzt sich in die Badewanne. Nun ist das Wasser noch kälter geworden. Geschlagene zwei Minuten später klopft es schon wieder, und Dr. Katzenberger will gerade seinem Ärger Luft machen, als sich ein zartes Stimmchen von draußen meldet: «Hallo? Sind Sie da, Hell Doktol Katzenbelgel? Ich blinge den Tee!» Na, das ist ja jetzt bestimmt nicht Mrs. Ching lau peng! Aber wer dann? Neugierig zieht sich Dr. Katzenberger an und öffnet die Tür. Nein, vor ihm steht ein kleines, zierliches Persönchen mit langem Zopf, einer Bluse und einem Jeansrock! Sie ist vielleicht 40 Jahre alt und gefällt ihm äußerst gut. «Hallo! Ich bin Flau Chingoweng! Hiel ist Ihl Tee!» «Oh, äh, Dankeschön!», stottert Herr Dr. Katzenberger und nimmt die Teetasse verlegen aus ihrer Hand. «Wenn Sie etwas blauchen, dlücken Sie das glüne Knöpfchen!» «Jaaaaa, okay, mach ich!», sagt Dr. Katzenberger zu der Chinesin und denkt bei sich: «Sie ist ja so hübsch!» Frau Chingoweng geht wieder. Er schließt die Tür und setzt sich in die Badewanne. Dort bleibt er erst mal eine Zeit lang sitzen, bis er so ein komisches Gefühl hat: Irgendwas klebt da an seiner Haut und auf einmal wird es ihm kalt! Er

macht die Augen auf, schaut an sich herunter und bemerkt, dass er mit Kleidung in die Badewanne gestiegen ist! «Egal!», denkt er und schließt die Augen wieder. Anscheinend hat er vergessen, warum er hier ist! So vergeht eine Stunde und dann noch eine. Inzwischen ist das Wasser vollständig kalt, aber Herr Dr. Katzenberger kann nur noch an die kleine, zierliche, wunderschöne Chinesin denken. Wenn es nach ihm ginge, würde er sie sofort heiraten! Als er endlich wieder klar denken kann, macht er einen Plan. Als erstes drückt er das grüne Knöpfchen, von dem die Chinesin gesprochen hat, und steigt aus der Badewanne. Als Frau Chinoweng kurz darauf das Zimmer betritt, verbeugt er sich vor ihr, räuspert sich und sagt: «Schönes Fräulein, darf ich Ihnen ein Geschenk überreichen?» Als die Chinesin ihn nur stumm und verdutzt ansieht, drückt er es ihr einfach in die Hand: Es ist seine heißgeliebte Badequitscheente Manfred! Sie blickt nur verlegen abwechselnd zu dem Doktor und auf die Ente in ihrer Hand. Sie weiß nicht, was sie von ihm halten soll. Nun ist es an der Reihe von Herrn Dr. Katzenberger, verlegen zu werden, schließlich hat er ja auch noch einen nassen Anzug an, was in dieser Situation mehr als störend ist. «Äh, darf ich Sie zum Essen zu mir nach Hause ein-

laden?!» «Ja, wo wohnen Sie denn?» «In meinem Wohnwagen. Wenn sie wollen, kann ich Sie abholen!» «Ja, wenn Sie das tun würden?» ,«Natürlich, äh, ich meine natürlich, am besten fahren wir gleich los und ich koch' was, und dann können wir gemeinsam essen!» «Gut, wann fahren wil?» «Jetzt sofort, wenn sie mir den Weg hinaus zeigen würden?» «Ja, klal, kommen sie mit!» Nach zwei Minuten sind sie wieder aus dem Gebäude draußen, steigen in den alten Mercedes und fahren zum Wohnwagen. Als sie diesen betreten, stößt die Chinesin einen Schrei des Entzückens aus. «Sie sammeln Shampoos?» «Äh, ja, warum nicht?» «Das ist ja fantastisch!», ruft sie. «Dann hab' ich endlich jemanden, mit dem ich mich fachkundig über die verschiedenen Alten, Solten und Gelüchen von Shampoos unterhalten kann! Juchu!» «Sammeln Sie denn auch Shampoos?», fragt Dr. Katzenberger erstaunt. «Natürlich! Hihihi, juchu!» Herr Dr. Katzenberger schmunzelt und geht, nachdem er sich etwas Trockenes angezogen hat, in seine Küche, um schnell etwas Gutes zu Essen zu kochen. Er will eine würzige Kartoffelsuppe mit kleinen Würstchen und zum Nachtisch eine Erbeercreme mit Erdbeerstückchen zubereiten. Als sie zu Ende gegessen haben, einigen sie sich darauf, sich zu duzen, und Herr Dr. Katzenberger

## Haltestelle

erfährt, dass es in China sehr gute alte Mittel gegen Quellschmerz und Schwimmhäute gibt. Er beschließt, gleich morgen welche einzukaufen. Nach weiteren drei Stunden meint Frau Chingoweng: «Willst du mich nicht mit nach Dänemark, ach nein, wie heißt das auf deutsch? Nehmen?» «Meinst du vielleicht Dänemark?» «Ja genau! Und mich dort heilaten?»

Zwei Monate später stehen sie zusammen vor dem Altar und Frau Chingoweng, äh, ich meine natürlich Frau Katzenberger flüstert ihrem Mann zu: «Liebe geht durch den Magen, wie schon ein chinesisches ...» «und ein deutsches», fügt Herr Dr. Katzenberger hinzu. «Splichwort sagt!», bringt Fr. Katzenberger, ihren Satz zu Ende und zwinkert ihrem Mann zu. Sie kann nämlich überhaupt nicht kochen und liebt das Essen ihres Mannes. Nach der Kirche gibt es ein Festessen, das der Doktor mit seiner Mutter vorbereitet hat. Nach einem wunderbarem Festschmaus fahren sie gemeinsam in die Flitterwochen nach ... Afrika, in die Sahara. Weil es dort nämlich keine Bäder gibt!

Die Neonröhre summt leise. Dr. Katzenberger nahm seinen Hut, seinen Koffer, zog die Tür hinter sich zu. Suchte nach dem Schlüssel. Fand ihn nicht. Leise murmelnd ging er den Gang entlang, zog das linke Bein nach, in der Rechten den Koffer.

«Reisen sie ab?» Die Frau mit dem Wagen voller Kannen blickte ernst. «Ja. Dieses Hotel behagt mir ganz und gar nicht.» Sie nickte, er tippte sich knapp an den Hut und ging noch etwas schneller. Durch die Fenster im Treppenhaus konnte man in den Garten sehen. Äste bewegten sich leicht im Wind, über das Wochenende war es Frühling geworden. Es würde warm sein am Meer, vielleicht könnte er baden mit den Enkeln. An der Rezeption vorbei, der Angestellte nickte ihm zu.

«Morgen, Dr. Katzenberger.» Kurz dachte er darüber nach, sich zu beschweren über dieses Hotel, dann eilte er weiter. Die Türen glitten vor ihm auf, schlossen sich wieder und Dr. Katzenberger stand auf dem gepflasterten Weg, blickte orientierungslos an den Bäumen hinauf, durch den Garten, hinunter zum Tor.

Unwilliges Kopfschütteln. Über den Rasen, er federte unter seinem Schritt. Die Blätter rauschten wie Wasser, Brandung.

In einem roten gestrickten Pullover kam ihm eine Frau entgegen. Von Weitem war sie ihm bekannt vorgekommen, ihr Gesicht war jedoch fremd. «Dr. Katzenberger!» Sie lächelte freundlich. «Wollen sie nicht mit mir Mühle spielen?»

«Mühle? Nein, keineswegs, ich reise ab, dieses Hotel ...» «... behagt ihnen ganz und gar nicht, ich weiß.» Ihr Gesicht wurde traurig.

«Sehr richtig. Guten Tag.»

Und weiter zur Bushaltestelle. Den Koffer auf die Bank, seinen Hut legte er darauf und setzte sich daneben, sah sich nach anderen Passagieren um. Ein Vogel sang, vielleicht eine Lerche, das Gras war grün wie die Läden des Hauses am Meer.

«Fahren Sie auch?» Die Frau trug einen Schal, einen kleinen, schwarzen Koffer.

«Ja. Dieses Hotel bietet einen miserablen Service. Ich weiß gar nicht, warum», er blickte auf und sah sie ratlos an, «warum ich hierher gekommen bin.»

Dr. Katzenberger rückte zur Seite, stellte seinen Koffer auf den Boden.

«Ich war zur Hochzeit meiner Schwester hier.» Sie setzte sich, nahm den Koffer auf den Schoß. «Sie hatte

ein weißes Kleid an, weiß, und ihre Frisur, wissen Sie, mit Blumen, und sie war so glücklich.» Versunken spielte sie mit einem Ring an ihrem Finger, sie trug viele Ringe. Ruckartig blickte sie auf.

«Unvernünftiges Ding! Erst achtzehn. Ein Kind. Du bist zu jung, habe ich gesagt, er ist der Falsche, warte noch, habe ich gesagt. Und jetzt hat sie ihn geheiratet. Unvernünftig. Wird schon sehen.»

Sie schwieg wieder, der Vogel sang.

Dr. Katzenberger lehnte sich zurück. «Sie fahren nach Hause?» «Ja. Sie?»

«Ich auch. An die Nordsee.» «Die Nordsee? Wirklich?»

Er nickte. «Wir haben dort ein sehr schönes Haus, mit grünen Läden, einer grünen Tür. Hohe Räume, das sollten Sie sehen, nicht so wie hier im Hotel. Meine Frau und ich wohnen im Erdgeschoss, mein Sohn und die Schwiegertochter mit den Enkeln oben, unterm Dach. Sie werden schon auf mich warten, meine Frau macht ihre Kartoffel-suppe, immer nach Reisen. Das Haus steht in einem Dorf, nicht weit vom Deich, fast schon im Meer, sagt Clara immer.»

«Clara?» «Meine Frau», sagte er unwillig und fuhr fort: «Das Schönste ist aber die See. Im Herbst und manchmal

auch im Frühling ist der Strand leer, keine Touristen, nur wir und vielleicht noch die Heisenbergs. Wir schwimmen dann oder segeln, das Boot haben wir schon vor Jahren gekauft, ich und mein Sohn. Meine Enkel spielen dann am Strand, das Wasser ist zu kalt zum lang Baden, die Schwiegertochter passt auf sie auf. Sie ist eine gute Mutter, kocht auch gut, nur Kartoffelsuppe kann sie nicht, die wird ihr immer wässrig.

Aber das Meer, das Meer! Ich bin schon viel zu lang nicht mehr geschwommen, ich weiß gar nicht, was ich hier soll», abrupt hielt er inne, sah sich um.

«Wann kommt denn der Bus?»

«Ich weiß nicht», sagte die Frau und klammerte sich an den Griff ihres Koffers.

Sie schwiegen.

Er wandte sich zu ihr. «Ich habe jetzt keine Zeit mehr, wo geht es nach Wilhelmshaven?» «Der Bus», sagte sie, «der Bus.»

Durch den Garten kam ein Mann, hinter ihm eine Frau im roten Strickpullover.

Sie blickten ihnen entgegen.

Der Mann blieb bei der Haltestelle stehen, beugte sich zu Dr. Katzenberger hinunter.

«Dr. Katzenberger», sagte er, «Kommen Sie mit? Es wird dunkel.» «Ich warte auf den Bus, mein Herr.» Er sah ihn an, der Mann blickte zurück. Dr. Katzenbergers Miene wurde traurig, plötzlich. Er sackte zusammen, gegen die Lehne der Bank.

«Ja», sagte er und klang alt dabei. «Ich komme.»

Sie gingen durch den Garten, zurück. Der gepflasterte Weg lag in der Abendsonne, die Glastüren leuchteten. Daneben glänzte das weiße Schild. Haus am Lerchenfeld. Seniorenresidenz.

Der Empfang war unbesetzt, durch die Fenster im Treppenhaus sah man in den Garten. Über das Wochenende war es Frühling geworden. Dr. Katzenberger trug den Koffer in der Rechten, zog das linke Bein nach.

Aus einer der Türen auf dem Gang kam eine Frau, sie trug eine Kanne, stellte sie auf einen Wagen. Er legte den Koffer aufs Bett, seinen Hut darauf, hinter ihm schloss der Pfleger die Tür.

«Er hat wieder den ganzen Nachmittag an der Haltestelle gewartet, wieder geglaubt, wir wären ein Hotel.» Die Pflegerin nickte, schob den Wagen mit dem kalten Tee den Gang entlang. Es wurde still. Nur die Neonröhre summte leise.

Julia Knapp

## Einführung: Der Komet



Peter Fischerbauer: Sternbild

«Noch ist über den Titel «Komet» zu erinnern, daß bei diesem Namen des Buchs niemand zu Gevatter gestanden als dessen Held Marggraf selber mit seiner Natur... seine Ähnlichkeit mit einem Kometen»

So spricht Jean Paul selbst über seinen letzten Roman, die Geschichte von der «Selberkrönung» eines reich gewordenen Bürgers: «Der Komet oder Nikolaus Marggraf». Als seinen letzten komischen Roman plante Jean Paul die Geschichte des Apothekersohns Nikolaus Marggraf, der laut seiner Mutter einen (im ganzen Roman nicht auffindbaren) Fürsten zum leiblichen Vater haben soll und sich sein Fürstentum kurzerhand selbst erbaut.

Auch Rania Daoudi interpretierte den Kometen in ihrer ergreifenden Geschichte «Stille, sternlose Nacht» als Menschen, allerdings ganz anderer Natur als die des Marggrafen Alexander.

In eine ganz eigene Welt zwischen den «Magellanschen Wolken» entführt uns Magdalena Dörfler mit ihrem phantastischen und klug komponierten Beitrag «Arinju».

Wer würde nicht gerne einmal auf einem Meteoriten reiten? Marie Acker hingegen zeigt uns in ihrer spannenden Science-Fiction-Geschichte «Die Rache der Natur»

## Arinju

den Kometen als Feind: Alle Menschen über 15 verschwinden, doch wer ist wirklich dafür verantwortlich?

Zazie-Charlotte Pfeiffer spielt in ihrer ruhig und klug erzählten Geschichte «Ist da irgendwer?» mit dem Thema und lässt den Kometen gleich mehrfach aufblitzen. Wo er sich tatsächlich versteckt, bleibt dem Leser erst einmal verborgen.

Auf eine echte «Sternreise» nimmt uns Isabel Fee Schüler mit: ihr Protagonist Momo träumt von einem Flug auf einem Kometen – oder erlebt er ihn selbst?

Martin Spaett versteckt den Kometen in seiner verdichteten Geschichte «Spuren im Staub» in einem eigenen Gedicht, das die gesamte Handlung noch einmal widerspiegelt.

Jean Paul selbst begegnet uns in dem witzigen und pointierten Beitrag «Der Komet und sein Einschlag. Eine Hirten-Geschichte» von Milena Plamper in persona gleich vierfach, ebenso tauchen gleich drei seiner Werke auf. Was in der denkwürdigen Nacht des Kometeneinschlags geschieht, sollte aber jeder selbst lesen!

Zwischen den beiden Magellanschen Wolken herrschte das Nichts, die endlose Leere des Universums. Sollte es eigentlich. Aber mitten zwischen den beiden Planetenwolken war ein winzig kleiner Punkt zu erkennen. Wenn man sich diesen Punkt genauer anschaute, konnte man erkennen, dass es sich dabei um einen Planeten der Größe NEW handelte, das ist das Kürzel für die Planetengröße NichtErwähnensWert und bezeichnet einen Planeten von der Größe eines Einfamilienhauses.

Und dieser Planet war bewohnt.

Auf ihm stand ein kleines, gelbes Häuschen mit roten Ziegeln und einem winzigen Schornstein, der unablässig kleine Rauchwölkchen ausstieß. Neben dem Haus stand ein großer Baum, der verschiedenfarbige Früchte trug. Auf dem ganzen Planeten blühten wunderschöne Blumen in allen Farben und Größen. Manche von ihnen plauderten miteinander. Andere sangen ein leises Lied. Sie bildeten eine große bunte Wiese auf der ein Junge auf dem Bauch lag, der dem Gesang der Blumen zuhörte. Er hieß Arinju.

Nach und nach fielen er und alle anderen Blumen in den Singsang ein bis der ganze Planet sang. Arinju sang zwar, war aber weit fort mit seinen Gedanken. Er dachte

an seine Heimat, einen großen Himmelskörper, um den sein kleiner Planet und die seiner Freunde kreisten, durch stabile Brücken miteinander verbunden. Er dachte an die glückliche Zeit, an die Zeit vor dem Einschlag und an den großen Meteoriten. Niemand hatte vorhersehen und verhindern können dass der Meteorit einschlug und die Planetenkette auseinander riss. Viele wurden hinaus ins All geschleudert, so wie er. Wie viele wohl noch lebten? Arinju sah in die Einöde des Universums und seufzte.

Das brachte die singenden Blumen völlig aus ihrem Konzept. Sie verstummten und sahen den Jungen besorgt an. Nun war es still. Fast still, denn eine kleine gelbe Blume sang immer noch, in den Liedtext vertieft, bis ihre Nachbarin sie anstieß. Die Kleine hörte sofort auf und wurde knallrot. «Was ist denn in letzter Zeit mit dir los?», fragte eine große, blaue Blume den Jungen, «Du hast immer noch Heimweh, stimmt's?» Arinju betrachtete weiterhin das weite Weltall, aber er nickte langsam. «Du wirst schon drüber hinwegkommen», tröstete die kleine Blume, deren Blüte noch leicht rosa war, «Du hast doch uns!»

«Ja.» Arinju konnte nun endlich seine Augen von der endlosen Leere abwenden «Ja. Ich habe euch.» Er lächelte nun wieder.

Einige Pflanzen wollten gerade mit ihrem Lied fortfahren als der Junge die Hand hob. «Wartet. Habt ihr das auch gesehen?» Er hatte seine Augen wieder in die Ferne gerichtet. «Was haben wir gesehen?», fragte eine der Blumen. «Sei doch mal still!» «Jetzt habe ich auch was gesehen!» Die Blumen reckten ihre Köpfe neugierig in die Höhe und tuschelten aufgeregt durcheinander. «Da hinten ist etwas», sagte Arinju.

«Was ist es?», fragte eine der Pflanzen ängstlich. «Vielleicht ein Monster.» «Ja, genau», meinte eine andere sarkastisch: «Ein riesengroßes Ungeheuer, das Blumen frisst.» «Warum nicht?» «Da ist es wieder!», rief Arinju, der seine Augen anstrengen musste, um etwas erkennen zu können. «Ich glaube, es kommt genau auf uns zu», wisperte die mittlerweile wieder gelb gewordene kleine Blume. «Ach was, das kann doch gar nicht ... Moment mal, ich denke du hast Recht!»

Arinju betrachtete den kleinen Fleck, der immer größer wurde: Ein riesiges Pferd, das durch das Nichts galoppierte. Es schien nur aus Feuer zu bestehen. Seine Mähne, sein Schweif, sein Fell – alles wirkte wie Feuer, der Ausdruck «ein feuriges Pferd» hätte es wohl am besten getroffen. Darauf saß ein kleiner alter Herr mit Schnauzer

und Zwicker, der krampfhaft versuchte, sich festzuhalten. «Aus dem Weg!», schrie er, als er den Planeten bemerkte, der direkt auf seiner Bahn lag.

Doch kurz davor machte das Pferd halt und fing an zu bocken, wobei der Mann kräftig durchgeschüttelt wurde. «Hilfee!», plärrte er. «Helft mir doch!» Das Pferd schnaubte und bäumte sich auf. «Ojemine ...», wimmerte der Alte, der sein Gesicht im Fell des Tieres vergraben hatte.

Da sah Arinju dem Pferd fest und bestimmt in die Augen. Es bemerkte seinen Blick und stutzte. Solchen Mut war es nicht gewohnt. Und als der Junge seine Hand ausstreckte, beruhigte es sich und ging zögernd auf ihn zu. Der Greis jammerte immer noch in den Rücken des Pferdes. «Oje oje!» Er schaute erst auf, als der Junge ihn ansprach: «Was für ein Tier! Diese Rasse habe ich noch nie gesehen.» Der Mann hob den Kopf. «Natürlich nicht. Das ist ein Meteorit.»

Verblüfft bemerkte er, dass Arinju sein Tier streichelte: «Hast du ihn gezähmt? Dieser Meteorit hat mich wahrscheinlich durchs halbe Universum geschleift und... kaum zu glauben... ein kleiner Junge ...» Arinju überhörte den «Kleinen Jungen» und fragte stattdessen: «Willst du dich

ein wenig ausruhen? Du siehst erschöpft aus.» «Jaja. Danke dir.»

Bei einer Tasse Tee stellte sich heraus, dass das Männlein ein ziemlich zerstreuter Erfinder war. Er erzählte den Blumen von sich und diese lauschten gespannt, nur Arinju hörte nicht zu. Als der Erfinder ihn danach fragte, erzählte er von seinem Kummer.

Von da an war der Mann still, kratzte sich nur hin und wieder am Kopf und murmelte «Du hast was gut bei mir» und «Ich werde schon was finden» Plötzlich sprang er auf. «Ich hab's!» Und er erklärte den Blumen und dem Jungen aufgeregt seinen Plan: «Wir müssten nachsehen, ob noch jemand in deiner Heimat lebt. Dafür brauchen wir den Planeten als Transportmittel. Da er sich nicht von alleine bewegt, helfen wir nach.» Bei diesen Worten spannte er das Pferd vor den NEW und schrie: «Hü!» Arinju und die Blumen, nun voller Hoffnung, stimmten ihr Lied wieder an.

Und ein singender Planet rauschte durch das Nichts und verschwand. Nun herrschte wieder endlose Leere zwischen den Magellanschen Wolken – und so blieb es auch.

## Der Komet und sein Einschlag. Eine Hirten-Geschichte

Jeannot des Eaux war ein leidenschaftlicher Luftschiffer. Leider gehörte das Gut in der Auvergne, das er geerbt hatte, nicht zu den besonders fruchtbaren Bodenflächen. Aber die Schafzucht, die man dort betrieb, war einträglich genug, um ihm sein Hobby, die Ballonfliegerei, zu ermöglichen.

Er betrieb die Luftfahrt Tag und Nacht, im Sommer wie im Winter; er war wahnsinnig genug, des öfteren seinen Heißluftballon auch bei Gewitter steigen zu lassen.

«Diese herrlichen Aufwinde!» schwärmte er. Wenn seine Freundin Jeannette ihn zu warnen versuchte, wurde er patzig: «Mein Ballon ist kein Blitzableiter, der ist nicht aus Metall! Und überhaupt, Frauen verstehen nichts von Physik!» Damit brach er das Gespräch ab, doch er gab ihr einen Kuss und flüsterte ihr ins Ohr: «Ich hab immer einen Fallschirm dabei, sag's aber nicht weiter!» –

An einem strahlenden Winter-Nachmittag, stieg er wieder auf, denn seine Heimat gefiel ihm im Licht der Wintersonne über alles. Die Vulkanreihen der Auvergne waren im Gegenlicht auch gar zu schön, und dass in seinem Rücken sich eines der seltenen Wintergewitter zusammen braute, merkte er zu spät. –

Sehr wohl merkten es die Schafherden an den Hängen – schon daran, wie ihnen die Aufwinde um die Ohren pfif-

fen, sie drängten sich instinktiv zusammen – und das wiederum fiel den drei Hirten Jean, Paul und Frédéric auf, die ein wärmendes Lagerfeuer entzündet hatten, denn die Wintersonne war gerade hinter den Hügeln untergegangen, und es wurde empfindlich kalt.

«Wo ist denn unser deutscher Praktikant, der Monsieur Riischttäär?» wunderte sich Jean; doch Paul beruhigte ihn: «Der treibt gerade die Schafe mit dem Hund in den Pferch, die sind zu unruhig!» «Kein Wunder!» warf Frédéric ein, «schaut einmal nach, was da von Osten kommt!» Gewaltige Wolkentürme ragten da hoch, rosa, gelb und violett leuchtend im Licht des Sonnenuntergangs, man konnte zusehen, wie sie weiter wuchsen, während es dunkler und dunkler wurde, wirklich bedrohlich!

«O weh, da müssen wir bald in die Hütte! Wer weiß, was da herunter kommt! Ich habe immer gesagt», betonte Paul, «im Winter gehören die Schafe in den Stall!» «Und die Hirten ins warme Bett!» ergänzte Jean, und schon grollte es dumpf und anhaltend in der Ferne. –

Jeannot des Eaux hatte von all dem nichts gemerkt, auch nicht, dass die Aufwinde des bevor stehenden Gewitters den Ballon in immer größere Höhen hoben, er war ganz in den Anblick des zauberhaften Sonnenuntergangs

versunken – die verdächtige Vielfalt der Farben begeisterte ihn, er schoss ein Foto nach dem anderen und freute sich darauf, wie Jeannette seine Schnappschüsse bewundern würde – und natürlich ihn, den Wagemutigen. Bei diesem Gedanken wurde er endlich stutzig: Wieso bewegte sich der Rest der Welt eigentlich schneller als sonst an ihm vorbei? Er drehte sich um – nun hörte er es auch dumpf rollen und grollen, sah das Zucken des Wetterleuchtens über dem östlichen Horizont. Uner-schütterlich, wie er war, knipste er erst einmal ein paar Wolkensäulen – dann ging ihm aber auf, dass er mit seinem Ballon aufwärts gerissen wurde, er regelte die Heizflamme für die Heißluft herunter, was aber nicht viel an seinem Aufstieg änderte. Um ihn herum wurde es kalt und seltsam dämmerig, jetzt krachte auch schon kräftiger Donner, zackige Blitze zuckten quer durch die Atmosphäre. Jeannot wurde Himmelangst, er merkte, wie die Luft dünner und dünner wurde, der undurchsichtige Nebel um ihn war eisig, und er wusste, er war unverantwortlich leichtsinnig gewesen. Er legte den Fallschirm an, klammerte sich verzweifelt am Korbrand fest und erwog, über Bord zu springen.

Drei Wochen später saßen Jean, Paul und Frédéric in ihrer gemütlichen Stammkneipe, dem Bistrot «Zum Arverner Schild», zusammen und unterhielten sich über das ganz junge neue Jahr und das alte, das noch nicht lang vergangen war.

«Das größte war der Komet! Ein echter Weihnachtskomet, am 12.12.! Une comète de Noël! Und wir waren die Hirten bei den Schafen!» stellte Jean mit lauter Stimme fest. Seine Nase hatte schon fast die Farbe des Rotweins, den er sich zum Nouvelle Année kräftig schmecken ließ. «La comète magnifique, la comète fougueuse!» fiel Paul gleich ein. Begeistert beschrieb er den lauschenden Dörflern, wie der «großartige, feurige Komet» vom Himmel gestürzt sei, immer mit spöttischen Seitenblicken auf Frédéric, der verdächtig zurückhaltend dabei saß und mit verkniffener Miene vor sich hin starnte.

«Na, sag doch was, Frédéric – du warst es doch, der uns den Kometen gezeigt hat!»

«Ach was!» widersprach der, «Das war doch der deutsche Praktikant, dieser Richter!»

«Der ist weit weg, der ist zu Hause und erzählt keinem, was los war! Du hast ihm doch alles geglaubt!»

«Na los, Frédéric!» ermunterten die Bauern an den

Nachbartischen den Widerstrebenden, «Wir wolle's aus erster Hand hören – aus der Zeitung konnte man doch nicht klug werden!»

«Also gut – es war schon sehr düster, da sah ich, wie der Richter gelaufen kam, und in seiner komischen Sprache schrie er ...»

«Na komm, sag´s doch, was hat der geschrien?»

«Da ist ein Komet, ihr Hirten!» «Was soll das heißen, comète, irr irrt?»

«Ja, ich hab auch Komet verstanden und dorthin geschaut, wo er hin zeigte, ganz nervös war der!»

«Na komm schon, lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen!»

«Haha!» spottete Paul, «Die leuchtet auch schon wie ein Komet!»

«Ruhig!», beschwichtigten die Umsitzenden, «Der erzählt uns sonst nichts mehr!»

Aber Frédéric berichtete, gutmütig wie er war: In den stürmischen Gewitterwolken habe sich ein seltsam zuckender Schein gezeigt, wie von einem stürzenden Feuer, sei immer weiter herunter gekommen und dabei langsam schwächer geworden. Schließlich habe es nicht weit von seinem Standort einen gewaltigen Krach gegeben,

wie von einem Einschlag, und er, Frédéric, habe die beiden anderen gerufen: «Ein Komet, ein Komet! Da ist ein Komet abgestürzt und hat ein Loch in die Erde geschlagen! Kommt, kommt, wir wollen uns die Geschichte ansehen!»

Zu hören war nichts mehr, berichtete er weiter, nur das ängstliche Blöken der Schafe im Pferch, sie wären dorthin gelaufen, wo Richter bereits heftig winkend herum lief – und tatsächlich, da hatte es einen Einschlag gegeben: Inmitten von heraus gesprengtem Erdreich lag ein größerer metallischer Gegenstand und glühte matt vor sich hin. Kläffend sprang der Hirtenhund um den Krater herum, traute sich aber dem Zentrum nicht näher. «No comète, no comète!» habe Richter in seinem seltsamen Französisch geschrien, und Jean und Paul hätten sich zu ihm gestellt und la catastrophe» begutachtet.

Aber er, Frédéric, habe sich gerade umgedreht – und da sah er einen Fallschirm herunterschweben, mit einem dunklen Körper unten dran, der schlug mit unüberhörbarem Klatschen in den kleinen Kratersee in der Nähe ein. Der Fallschirm habe noch einmal eine kräftige Gewitterböe eingefangen und den offenbar leblosen menschlichen Körper in die Nähe des Ufers gezogen.

Sie wären alle vier hingelaufen und hätten an den Fallschirmstricken, die schon auf dem Land lagen, den Ohnmächtigen aufs Trockene gezogen. «Da hast du deinen Kometenbewohner!» habe Paul gespottet.

«Und der Ohnmächtige war Jeannot!??» – «Jeannot des Eaux!» bestätigten Jean und Paul wie aus einem Mund. «Den muss ein Blitz gestreift haben, der in den Ballon einschlug – der Brenner war hoffnungslos verschmort, die Hülle völlig weggebrannt» erläuterte Jean.

«Aber irgendwie muss der vorher noch mit dem Fallschirm über Bord gegangen sein, der Kometen-Mann, vielleicht hat er instinktiv die Reißleine gezogen...» ergänzte Paul.

Jedenfalls, so schloss Frédéric die Geschichte ab, habe man den – Gott sei Dank – noch Lebenden dann ins Krankenhaus transportiert – auf einem Hirtenkarren, gut eingewickelt in schafwollene Decken, versteht sich – und außer einem Schock und einer gewaltigen Unterkühlung habe der Herr Gutsbesitzer und Luftschiffer nichts weiter davon getragen, nur ein bisschen schwach im Gedächtnis sei er noch.

«Wenn dich der Blitz gestreift hätte, würdest du auch – Wuuutzz! – wie ein Komet zu Boden gehen und nichts

mehr wissen – aber du bringst eh schon alles durcheinander!» – meinte Paul.

«Und du, du musst andauernd alles besser wissen!» schlug Frédéric zurück.

Und da hatte er recht.

## Sternenreise

Momo lag noch lange wach, nachdem seine Eltern Schlafen gegangen waren. Ihre Freunde waren zu Besuch gewesen und sie hatten deswegen noch mehrere Stunden zusammengesessen. Ihn hatten sie um acht auf sein Zimmer geschickt und seitdem lag er im eingekuschelt in seinem Bett und lauschte den Geräuschen seiner Umgebung. Der Wasserhahn in der Küche tropfte leise und die Nachbarn von oben liefen auf und ab. Die Dielen knackten und knirschten unter dem Gewicht der Schritte und wieder einmal hatte Momo Angst davor, dass ihm die un stabile Decke auf den Kopf fiel.

Als ich in deinem Alter war, hatte ich vor allem und jedem Angst.

Auch außerhalb des Hauses, durch das angelehnte Fenster, hörte er Geräusche. Ein Schaben und Kratzen, das sicher von einer im Müll wühlenden Katze stammte. Ein lautes Scheppern gefolgt von einem hellen Splintern, vielleicht eine heruntergefallene Flasche. Und immer wieder sein Atem, langsam und gleichmäßig. Momo lauschte den Geräuschen ganz genau. Sie mischten sich in seinen Ohren zu Musik und er mochte das Lied, mochte den Takt.

Als ich in deinem Alter war, haben alle immer über meine Melodien gelacht.

Plötzlich mischte sich ein anderes Geräusch unter das nächtliche Konzert. Ein anhaltendes, immer lauter werdendes Zischen, das alle anderen Laute übertraf. Momo schlug eilig die Decke zur Seite und huschte zum Fenster, zog die schweren Vorhänge auf und schaute nach draußen. Die Nacht war in helles Licht getaucht, das von einem Punkt am Nachthimmel leuchtete. Der Punkt, anfangs noch klein und kompakt, wurde nun immer größer und weitete sich, flog auf Momo zu. Doch jetzt verspürte er keine Angst. Ohne groß darüber nachzudenken, kletterte er auf den Fenstersims und hielt sich mit einer Hand am Rahmen fest. Der Leuchtpunkt wurde noch schneller und größer und als er ganz nah war, ließ Momo den Rahmen los und sprang.

Als ich in deinem Alter war, wollte ich die verrücktesten Sachen machen.

Seine Finger klammerten sich fest an die harte Oberfläche des Lichtes, während er weiter getragen wurde. Momo

merkte, dass das Licht in Wirklichkeit ein Gesteinsbrocken war, der rau und uneben war, jedoch so hell leuchtete wie tausend Glühwürmchen. Er zog sich nach oben und fand eine bequeme Sitzposition.

Als ich in deinem Alter war, konnte ich jede noch so große Herausforderung meistern.

Jetzt hatte Momo Zeit, sich umzublicken und die Situation in Augenschein zu nehmen. Sein Haus konnte er nicht mehr sehen, sie waren schon weit über der Stadt. Höher und höher trug ihn der Stein und die Lichter seiner Heimat wurden so klein wie Kieselsteine, bis sie irgendwann ganz verschwanden.

Als ich in deinem Alter war, kam mir die Welt ganz klein vor.

Ein kalter Schauer durchfuhr ihn, als sie durch die Wolken flogen. Er streckte seine Hand nach links, wollte die Wolken fühlen und schmecken, doch griff durch sie hindurch. Zurück blieb nur ein klammes Gefühl von Nässe auf seinen Fingerkuppen. Enttäuscht zog er die Hand wie-

der ein und blickte nach oben. Für einen kurzen Moment setzte sein Herzschlag aus und sein Atem gefror. Noch nie in seinem ganzen Leben, so kam es ihm vor, hatte er etwas so schönes gesehen. Über ihm, unter ihm, um ihn herum leuchteten die Sterne.

Als ich in deinem Alter war, wollte ich wie Heidi auf den Wolken tanzen.

Momo legte den Kopf in den Nacken und betrachtete die Sterne genauer. Wie funkelnde Stecknadelköpfe waren sie in den Weltraum gesteckt und lieferten sich gegenseitig den Wettstreit, wer denn wohl am hellsten und schönsten funkeln konnte. Sie waren so unabhängig voneinander, so frei und so schwerelos, wie Momo es wohl niemals sein würde. In diesem Moment wünschte er sich nichts sehnlicher, als einer der Sterne zu sein, dort oben am Himmel zu schweben und die Welt von oben zu betrachten. Er fühlte sich als Teil von ihnen, als wären sie seine Geschwister, die er nach einer langen Reise wieder sah. Auf dem Kometen war er wie die Sterne ein Stück des Abendhimmels, ein Stück des Universums und niemals hatte er etwas erlebt, das sich so gut anfühlte.

Als ich in deinem Alter war, wollte ich herausfinden, warum manche in den Sternen Bilder sehen.

Sein Komet flog weiter, schon bald hatte Momo jegliches Gefühl für Zeit und Raum vergessen. Er wusste nicht mehr, in welcher Richtung die Erde lag, wo oben und unten, geschweige denn Norden und Süden war. Was er allerdings wusste, war, dass er sich immer weiter und weiter von seiner Heimat entfernte und immer tiefer und tiefer ins Abenteuer glitt. Doch der Gedanke machte ihn weder ängstlich noch nervös, nur froh. Er war froh, einmal Zeit für sich zu haben, ohne an irgendetwas denken zu müssen.

Als ich in deinem Alter war, habe ich Regeln ständig gebrochen.

Die Sterne überall um ihn herum lächelten Momo zu, luden ihn ein, bei sich zu wohnen. Momo wollte nichts weiter, als anzunehmen und die Welt von oben zu betrachten und auf seine Eltern hinabzuschauen. Die ganze Welt, mit ihren Problemen und Konflikten, mit ihren Streitereien und der Angst, war in diesem Moment weit,

weit weg und Momo wünschte sich einmal mehr, all das nicht mehr ertragen zu müssen. Wie gerne würde er nach den ausgestreckten Armen der Sterne greifen, mit ihnen gehen und niemals wieder zurückkehren.

Als ich in deinem Alter war, habe ich mit Engeln getanzt.

Plötzlich, ohne jede Vorwarnung, kam der Komet ins Schwanken. Momo klammerte sich an ihm fest und konnte doch nicht verhindern, dass er abrutschte und beinahe hinunterfiel. Nur mit einer Hand haftete er noch an dem Stein. Der Komet wackelte und zuckte, so als wäre er ein bockiges Pferd, das ihn abwerfen wollte. Panisch sah Momo nach unten und sah nichts, als bodenlose Schwärze. Selbst die Sterne schienen in diesem Moment gelöscht worden zu sein. Ein weiteres Ruckeln und seine Hand rutschte von dem Stein ab. Der Rest war Fallen. Momo fiel und fiel und fiel und konnte plötzlich nicht mehr sagen, wohin er fiel. Oder fiel er überhaupt?

Als ich in deinem Alter war, hatte ich eine viel zu ausgeprägte Phantasie.

Rania Daoudi

## Stille, sternenlose Nacht

Momo fühlte den Stoff seines rauen Lakens unter den Fingern und roch den weichen Geruch von Mamas Waschmittel im Kissen. Er schlug die Augen auf und blickte an die Decke. Jetzt waren keine Schritte mehr zu hören, die Nachbarn waren wohl im Bett. Selbst von draußen drang kein Geräusch mehr an sein Ohr, er hörte nicht mal mehr Grillenzirpen. Nur das Geräusch seines schnellen, unregelmäßigen Atems.

Damals habe ich mich entschlossen, Astronaut zu werden.

Meine Fingerspitzen strichen sanft über die laminierten Fotos. Fotos, auf denen ich gelächelt hatte, auf denen die Welt noch schön war, in denen ich noch etwas zum Festhalten hatte.

Fotos von früher. Früher. Das Wort tat weh, schnürte mir den Hals zu und ließ gleichzeitig meine Eingeweide gefrieren.

Schon komisch, was ein Stück laminiertes Papier alles in einem Menschen auslösen konnte. Als ich Schritte hörte, packte ich sie schnell wieder in die Schachtel unter das Bett und blickte aus dem Fenster. Aber es kam niemand.

Draußen nieselte es, die Wolken hingen tief und es war ziemlich neblig. Ich mochte das Wetter. Ich stellte mir vor, wie sich die feinen Regentropfen auf meinen Wangen anfühlen, wie ich durch den Nebel tanzen würde und alles aus mir rausschreien könnte.

Ich stellte es mir wahrhaftig vor, aber nach einer Weile bemerkte ich, dass ich noch immer hier saß, und dass ich nicht von hier wegkommen würde, egal wie viel oder was ich mir vorstellte.

Ich betrachtete die Abdrücke auf meiner Hand der einst da gewesenen Infusion, die mich an graue Erinnerungen in der schlimmen Phase der Therapie zwangen,

strich über sie und versuchte nicht mehr daran zu denken, aber es klappte nie.

Jetzt kam jemand rein und als ich aufblickte, war es eine Krankenschwester. Ich mochte sie. Schwester Amelia, so hieß sie. Ich fand, ihr Name verlieh ihr eine gewisse Jugendhaftigkeit und klang auch viel schöner als meiner. Ihre Augen waren glasig, aber schön. Ihre Haut war knittrig, aber weich. Das konnte man sehen.

«Na Marie, wie geht es dir?», fragte sie in einem Plauderton, als würde sie sich nicht in einer Krankenhausstation befinden. Ich rang mir ein Lächeln ab. «Mir ... geht es gut... danke.» Ich erschrak selber über meine Stimme. Sie hörte sich wie ein Krächzen an. Um nichts mehr antworten zu müssen, griff ich nach dem Glas Wasser auf meinem Nachtschrank und trank große Schlucke. Das Kribbeln der Kohlensäure brachte den hinteren Teil meines Mundes zum Prickeln, schlängelte sich durch meinen Hals und ebte irgendwann in der Mitte meines Bauches ab.

«Denkst du, heute ohne Infusion auskommen zu können? Oder kriegst du noch immer nichts runter?» Schwester Amelia zog eine Medikamentenpackung raus, die mir bekannt vorkam. Sie redete weiter, aber ihre Worte er-

reichten mich nicht mehr. Ich nickte nur und starrte aus dem Fenster. Heute war der 26. Oktober. Julia wollte kommen. Sarah wollte kommen. Das hatten sie mir versprochen. Genauso wie sie mir versprochen hatten, mich jeden Tag anzurufen. Allesamt waren sie zweimal in den drei Monaten nach der Diagnose des Gehirntumors gekommen. Es war schon komisch – nachdem ich so viel Mitleid von der Außenwelt – Lehrern, meinen Eltern, Nachbarn – bekommen hatte, spürte ich doch noch immer eine gewisse Leere in mir, als ob etwas fehlen würde. Ich fragte mich, ob meine einst besten Freunde sich manchmal fragten, wo ich war und ihnen dann nebenbei einfiel – vielleicht beim Umziehen, Hausaufgabenmachen oder auf dem Weg zur Schule – dass ihre Freundin im Krankenhaus lag und vergeblich versuchte ihren Gehirntumor zu besiegen. Wahrscheinlich hatten sie die ersten Wochen noch daran gedacht und dann wieder ihren Alltag weitergelebt. Ich fragte mich, was mein Alltag war. Das hier – die Medikamente, die blassen, krank aussehenden Menschen um mich herum – oder mein früheres Leben, das mir jetzt so vollkommen gewesen zu sein schien. Ich hätte gerne gesagt, dass ich darüber hinweggekommen wäre, dass ich alles runterschlucken könnte, und man mir

nichts anmerken würde, aber das konnte ich nicht. Weil es falsch wäre. Weil es eine Lüge wäre. Weil es nichts als geheucheltes Selbstbewusstsein wäre. Das einzig Gute an dem Gehirntumor war, dass er ein gutartiger war. Bald würde ich operiert werden, aber ich wusste, dass trotzdem nichts mehr so sein würde wie vorher. Um ehrlich zu sein, fürchtete ich mich vor dem, was mich danach erwarten würde. Was wird dann geschehen? Wie werden mich meine Freunde in der Schule beäugen, wenn ich wieder hingehen durfte?

Zum Glück wurde mein Gedankengang durch die Tür unterbrochen, die wieder aufging und ich hatte eigentlich Schwester Amelia erwartet, aber sie war es nicht. Es war Pascal. Er war zwar nicht oft da, aber die Tatsache, dass er sich immer wieder Zeit nahm, obwohl das Abi bei ihm vor der Tür stand, glich seine Abwesenheit in den besonders schwierigen Tagen aus. Ich bemerkte, wie mein Körper aus der Starre erwachte, er taute förmlich auf. Ich setzte mich auf und betrachtete ihn. Seine dunklen Haare waren zerzaust – wie immer, weil er es dauernd eilig hatte – und nass vom Regen, der nun stärker wurde.

Bei Pascal gab es eigentlich nicht viel zu sagen, weil es zu wenig Worte dafür gab. Unsere Eltern haben immer

ihn etwas bevorzugt, aber das war nie schlimm für mich. Er war immer der sportlichere, der klügere, der aufgeschlossener, der beliebtere und der begabtere von uns beiden. Er war mein Bruder und mein bester Freund, mein Seelenverwandter. Wir verstanden uns manchmal ohne große Worte, fühlten, was der andere fühlte. Er konnte mir das geben, von dem andere noch nicht einmal mitbekommen hatten, dass es mir fehlte.

Wie immer bekam ich keinen Laut raus, wenn er reinkam. Er blickte auf und zuckte einen Mundwinkel. «Na, Marieschen, wie geht es uns heute so?»

Statt wie bei Schwester Amelia zu lügen, sagte ich wahrheitsgemäß: «Um ehrlich zu sein ... mir geht's alles andere als gut.» Ich konnte es kaum fassen meine Stimme wiedergefunden zu haben. Er runzelte die Stirn und schaute aus dem Fenster. Der Regen ebte langsam ab und die Sonne versuchte sich einen Weg durch den verhangenen Himmel zu bahnen. «Ausnahmsweise ist das heute gar nicht mal so schlimm. Draußen ist es noch immer kalt. Du musst dich warm anziehen.»

«Was meinst du damit?», fragte ich perplex.

«Das heißt, dass wir einen kleinen Spaziergang machen werden», sagte er lächelnd.

Noch immer verwirrt, schaffte ich es doch meine steifen Glieder zu bewegen und aufzustehen. Pascal stützte mich etwas, denn ich ging nicht oft aus dem Bett, weil ich nie wirklich einen Grund dazu gefunden hatte. Pascal war eine Ausnahme. Ich griff in den Kleiderschrank, zog irgendwelche Sachen raus und verschwand ins Bad. Als ich mich fertig angezogen hatte, schritten wir unbemerkt durch die Gänge. Ich konnte den Geruch nach wie vor noch immer nicht ertragen, der vergeblich versuchte, nach Genesung und Desinfektion zu riechen, aber irgendwie roch alles für mich nur nach Krankheit. Als mich Pascal zu seinem Auto führte und Anstalten machte, mir ins Auto zu helfen, schüttelte ich den Kopf. «Ich mach das nicht. Was, wenn mir irgendetwas zustößt ...»

«Da, wo wir hingehen, wird dir schon nichts zustoßen», sagte er beschwichtigend, aber ich schüttelte noch immer den Kopf. Das war zu waghalsig. Außerdem würde das mächtigen Ärger bedeuten. Als ich noch immer nicht nachgeben wollte, schaute er schräg auf mich hinab, mit dem mir nur allzu bekannten Blick, der bedeuten sollte: Nun sei nicht albern. Ich fragte mich, wer hier von uns albern war.

«Nein», sagte ich noch einmal entschieden, konnte den Blick aber von seinen Augen, die mich in ihren Bann

genommen hatten, nicht abwenden. Ich fragte mich, wie er das immer anstellte.

«Du kannst mir vertrauen, Marie», sagte er sanft, «Ich weiß, was ich tue.»

Nach einer Weile der Stille, sagte er fast zu leise: «Ich will einfach, dass du wieder lebst. Und nicht nur wegen diesem Tumor da drinnen verdirbst.» Er sprach das Wort Tumor wie etwas Bitteres auf der Zunge aus.

Pascal konnte Menschen schon immer gut überreden, auch wenn er manchmal nicht die Wahrheit sagte. Aber das war viel mehr als die Wahrheit. Ich stieg also mit einem großen trotzigem Seufzen ein, um noch ein kleines Stück Würde beibehalten zu können.

Niemand hielt uns auf oder machte Anstalten, zu verhindern, dass ich mit Pascal wegfuhr. Ich legte eine CD von meinen Lieblingsstücken ein, die Pascal für mich gebrannt hatte. Rest in Peace lief gerade. Ein schönes Stück, auch wenn es traurig war.

Wir fuhren, immer weiter und weiter. Die Zeit verging und irgendwann gab ich es auf, mir Ausreden für mein Verschwinden auszudenken. Als der Wagen nach einiger Zeit doch zum Stehen kam und Pascal mir die Tür öffnete, konnte ich sehen, dass die Sonne schon am Unter-

gehen war. Vor uns erstreckte sich ein Fluss. Wahrscheinlich der Main. Die Sonne tauchte die Bäume eines Parks, der auf der anderen Seite des Flusses lag, in ihr Gold und die Gegend schien trotz der Frosttemperaturen für einen Moment warm zu sein.

Ich ging auf einem kleinen Hügel zu und legte mich hin, ohne zu bedenken, wie kalt und nass er war. Erst nach einer Weile bemerkte ich, dass Pascal neben mir lag. Gemeinsam betrachteten wir, wie die Sonne unterging, ihr versprühtes Gold immer weniger wurde, bis sie irgendwann verschwand. Ich hatte noch nie so genau betrachtet, wie sich der Tag in die Nacht verwandelte. Für meinen Geschmack ging es etwas zu schnell. Der Mond und die dunkle Decke, die sich über den Himmel legte und sogar die zarten, rosafarbenen Wolken vertrieb, kamen zu schnell.

«Ich warte noch immer, dass etwas kommt», hörte ich Pascals Stimme irgendwann.

«Was meinst du?», fragte ich.

«Ich weiß es nicht. Vielleicht Sternschnuppen, oder ein Komet. Das würde jetzt ganz gut in die Szenerie passen... aber ich bezweifle, dass es noch dazu kommen wird.» Ich konnte ein Lächeln in seiner Stimme hören.

Ich wandte ihm den Kopf zu und betrachtete ihn. Das feingeschliffene Gesicht, die makellose Haut, die grau leuchtenden Augen. Und in diesem Moment wurde mir klar, dass ich keinen Sternschauerregen oder einen Komet brauchte. Ich hatte eigentlich schon alles, ohne es vorher großartig bemerkt zu haben. Jedes Mal, wenn er in mein Krankenzimmer reingestürzt kam, erwachte mein Körper aus seiner Starre durch die Wärme von ihm. Wie ein hereinbrechender Komet. Bei dem Gedanken musste ich schmunzeln.

«Was ist?», fragte Pascal leise. Ich schüttelte nur langsam den Kopf.

«Du hattest Unrecht», sagte ich nach einer Weile in die Stille.

«Womit?», wollte er leise wissen, doch in seiner Stimme schwang Spannung mit.

«Es gab einen Komet. Es gab ihn schon immer.»

Er antwortete nicht, und das war auch nicht nötig. Oh ja, es gab schon immer einen Komet.

Und er lag hier.

## Ist da irgendwer?

Es ist früh am morgen und alles ist noch ganz still, als ich die Tür zuziehe und die Wohnung meines Vaters leise verlasse. Mindestens bis zehn wird er weiter so bäuchlings in seinem Zimmer mit den dünnen Wänden liegen, durch die ich ihn nachts Schnarchen höre. Vielleicht auch länger, aber das weiß ich nie genau.

Ich trage meine ausgelatschten Flipflops in der linken Hand, während meine Rechte die längliche Pappschachtel eng umklammert hält – so fest, dass sie schon einige Knicke hat. Papa weiß nichts von der Pappschachtel und er weiß auch nicht, dass ich so früh schon aus dem Haus gehe, aber er könnte zu dem Ganzen sowieso nichts sagen. Meine nackten Füße tapsen lautlos über den glatten Linoleumboden, dessen eintöniges Grasgrün sich matt und schwer auf meine Lider legt und sie müde werden lässt. Dabei soll Grün doch eine so erfrischende Farbe sein. Ich gähne leise, halte mir die Hand mit der Pappschachtel vor den Mund und nehme sie gleich wieder runter, weil mir beim Anblick der Schachtel übel wird.

Ich warte nicht auf den Aufzug, sondern eile lautlos die Treppenstufen hinunter, während ich immer wieder bete, dass keiner der Nachbarn plötzlich die Tür öffnet und mich mit nackten Füßen und ungeschminkt durch das Treppen-

haus laufen sieht, aber ich habe Glück und komme ungeesehen bis zur Haustür, wo ich mich am Türrahmen abstütze, um die Flipflops anzuziehen. Als ich mich nach vorne beuge, jagt ein ziehender Schmerz durch meinen Bauch und krallt sich fest um meinen Unterleib. «Ein Komet.» denke ich. Ich habe einen Kometen im Bauch. Der glühende Feuerball frisst sich durch meine Eingeweide und verbrennt mir beinahe die Finger, als ich sie in meinem ausgeleierten Schlafshirt über dem stechenden Schmerz verkrampfe. Das Blut rauscht in meinen Ohren und hört sich an wie ein riesiger Wasserfall. Ich presse meine Lippen fest zusammen und atme tief durch, um den Wasserfall zu beruhigen, aber es gelingt mir nicht besonders gut.

Angst ist eben kein guter Begleiter.

Ich ziehe das Shirt fester über meinen Bauch, löse meine verkrampfte Hand von dem feucht geschwitzten Stoff und öffne die Tür. Draußen ist es kalt und ein scharfer Wind fährt durch die einsamen, grauen Straßen. Die Blätter sind schon von den Bäumen gefallen, aber der Wind kann sie nicht lustig umeinander wirbeln wie es in Bilderbüchern immer dargestellt wird. Hilflos, matt und schwer kleben sie an der regennassen Straße wie tot. Nur ab und zu vermag der Wind ein Zittern in die nassen Blät-

ter zu jagen, sodass sie wie im Todeskampf schlapp mit den Enden flattern. Der Anblick der sterbenden Blätter macht mich unruhig und ich wende den Blick ab. Auf der anderen Straßenseite hängt ein großes buntes Werbeplakat an einer Hauswand. In großen, mystisch aussehenden Buchstaben prangt ein heller Schriftzug über dem Bild eines riesigen, feurigen Kometen, der auf die Erde zurast. «ZÖGERN SIE NICHT UND HOLEN SIE SICH NOCH HEUTE DIE NEUE HANDY-FLATRATE! SCHON MORGEN KÖNNTE DIE WELT UNTERGEHEN!» Und darunter in kleineren Buchstaben: «Noch während der Komet einschlägt bis zu fünfzehn SMS in nur drei Sekunden verschicken!» Meine Hand legt sich unwillkürlich auf meinen Bauch und ich spüre meinen Kometen rumoren. Ob er genauso Angst vor dem Plakat hat wie ich? Er zuckt und ich spüre seine kleinen Feuerfunken auf der Haut. Das macht mir noch mehr Angst. Schnell sehe ich mich um, gehe über die nasse Straße und durchquere den Park, der in der düsteren Herbstkälte noch einsamer und verlassen aussieht als sonst. Auf einer Parkbank liegt ein Mann, eng in eine braune Steppdecke gewickelt, aber er sieht mich nicht. Schnell renne ich über den grauen Kiesweg – die kleinen Steinchen graben sich von unten in den

Schaumstoff meiner Flipflops. Ganz am Ende des Parks steht hinter einem Busch ein altes blaues Baustellenklo. Es stammt aus der Zeit, in der die neue Springbrunnenanlage im Park installiert wurde, aber nachdem die Anlage fertig geworden war, hatte niemand die Kabine abgebaut und deswegen steht sie heute immer noch hinter den Büschen an dem verbogenen Metallzaun, der den Park umgibt. Die blaue Farbe ist schon etwas verblichen und die Wellblechplatten leicht rötlich von der dünnen Rostschicht, die Regen und Wind darauf gelegt haben, aber sie steht immer noch da.

Ich biege die nassen Zweige auseinander und schlüpfe durch sie hindurch in das struppige Gebüsch, das den Wegesrand säumt. Der schwarze Matsch aus halb verfaulten Blättern macht ein saugendes Geräusch unter meinen Füßen und bleibt an den matt gelben Sohlen meiner Flipflops kleben, aber das ist mir egal. Trotzdem erschauere ich, als ein wenig von dem braun-schwarzen Matsch an meinem großen Zeh hängen bleibt und ich den Fuß schütteln muss, damit der nasse Klumpen im hohen Bogen wieder ins Gebüsch fliegt. Kurz vor der blassblauen Kabine, hole ich den dünnen Draht aus meiner Hosentasche, den ich mir aus ein paar Büroklammern ge-

bastelt habe und umfasse ihn mit meinen zitternden Fingern. Die Büroklammern habe ich auf Papas Wohnzimmerteppich gefunden. Er fegt sie oft vom Tisch, wenn er da sitzt und nicht mit dem zufrieden ist, was er schreibt. Dann sammle ich sie danach meistens auf, damit er nachts nicht hineintritt, wenn er barfuß durch die Wohnung läuft, weil er nicht schlafen kann. Er denkt immer ich würde das nicht merken, aber das stimmt nicht. Ich wache immer auf, wenn er nachts weint und mit Mama redet. Dann liege ich ganz still und beobachte die wandernden Schatten der Autos, die an der Decke hängen wie helle Stoffetzen, während Papa unruhig durch die Wohnung streift. Meistens presse ich mir das Kissen eng um die Ohren, aber ich höre seine geflüsterten Worte trotzdem. Er sagt mir immer, dass ich Mama vergessen muss, weil es sonst nicht besser wird, aber das tut er nur, weil er denkt, dass ich nichts davon weiß, dass er nachts heimlich weint. Wenn er dann im Wohnzimmer auf dem Boden sitzt und die alten Fotoalben ansieht, rollt er sich oft dort zusammen und schläft irgendwann ein. Morgens steht er erst auf kurz bevor er mich weckt. Dann räumt er die Alben weg, von denen er mir erzählt hat, er habe sie weggeworfen und kocht Kaffee. Deswegen sammle ich die

Büroklammern immer auf. Wenigstens etwas, das ich tun kann.

Meine Finger sind kalt und klamm, aber trotzdem schaffe ich es, den Draht durch das Schlüsselloch zu schieben und die Riegel auf zu hebeln. Als ich klein war, bin ich bei den Pfadfindern gewesen. Da lernt man so was.

Ich erinnere mich an die vielen Abende, an denen wir um das Lagerfeuer saßen und irgendwelche Knoten übten, während die Marshmallows an den langen Stöcken langsam schmolzen und nachher ganz rauchig schmeckten. Aber das hatte nie etwas ausgemacht, denn ich hatte immer unheimlich viel Spaß an diesen Abenden. Und wenn ich später müde in meinen Schlafsack kroch und das ruhige Atmen meiner Kameraden neben mir hörte, war ich zufrieden mit der Welt, obwohl mir schlecht von den verbrannten Marshmallows gewesen war. Nur ruhiges, gleichmäßiges Atmen zu hören, keine Schreie und kein Geschimpfe, das war unglaublich schön. Später zogen wir weg und ich bin nie mehr zu den Pfadfindern gegangen. Seitdem habe ich auch nie wieder Marshmallows gegessen.

Das Schloss klickt leise, als es aufspringt und ich ziehe den Draht vorsichtig aus dem Loch, bevor ich die rostige Wellblechtür einen Spalt breit öffne und in das

fahle Dunkel der Kabine schlüpfe. Drinnen riecht es feucht und modrig, aber das spärliche Licht des fahlen Morgens beleuchtet nur wenig von der verkommenen Trostlosigkeit dieses Ortes und deswegen beschließe ich den Geruch nach nasser Erde und Friedhof zu vergessen und mich zu beeilen, bevor Papa etwas merkt. Diese Nacht hat er zwar zwei Stunden geweint, aber trotzdem schläft er danach nicht immer so tief, wie normalerweise. Manchmal steht er auch ganz früh auf und macht Rührei zum Frühstück. Der Komet in meinem Bauch knurrt und die Lava auf seiner glühenden Oberfläche blubbert bei dem Gedanken an frisches Rührei. Das Knurren und Blubbern macht mir Angst und ich setze mich vorsichtig auf den hellen Klodeckel aus Plastik, um die Pappschachtel zu öffnen. Auf der Rückseite steht sogar irgendwas in Blindenschrift. Ich kann die kleinen, runden Erhebungen unter meinen eiskalten Fingerkuppen fühlen, als ich die Schachtel oben öffne und ein eng beschriebenes Papier herausziehe. Die winzige Schrift verschwimmt vor meinen Augen ein wenig und ich muss die Augen eng zusammenkneifen, um überhaupt etwas lesen zu können. In Filmen habe ich schon oft gesehen, wie man den länglichen Plastikstift, der in der Pappschachtel ist, benutzt,

aber jetzt habe ich plötzlich doch Angst, etwas falsch zu machen. Ich erinnere mich an den Blick der Frau in der Apotheke, als ich die Pappschachtel gestern gekauft habe. An den so grässlich mitleidigen und gleichzeitig tadelnden Blick, mit dem sie mir die Schachtel über den gläsernen Ladentisch hinweg gegeben und den zerknickten Geldschein entgegengenommen hatte. Ich frage mich wie Mama mich angesehen hätte, wenn sie von der Schachtel wüsste, aber ich kann es mir nicht vorstellen. In meinen Gedanken ist Mama nur noch ein Schatten, der langsam verblasst und auf den ich mehr wütend bin als dass ich ihn vermisse. Ein Schatten, der nachts gemeinsam mit denen der Autos über meine Decke wandert und der daran schuld ist, dass Papa so unglücklich ist. Das Bild meiner Mutter verfliegt und ich halte wieder nur die Pappschachtel und das eng beschriebene Papier in der Hand, vor denen ich so Angst habe. Ach, Mama.

Vorsichtig falte ich das Papier wieder zusammen, atme tief durch und ziehe das längliche, weiße Plastikding aus der Schachtel, die nun zu Boden fällt und auf meinem nackten Fußrücken liegen bleibt. Langsam stehe ich auf, klappe den Klodeckel hoch und ziehe meine Jogginghose an dem schon leicht spannenden Bund über meine Hüf-

ten, bis sie mir auf die Knie rutscht. Mein Bauch sieht seltsam aus – so fremd, so weiß, so verletzlich. Unsicher berühre ich ihn mit den Fingern und fahre vorsichtig über meinen Bauchnabel, bevor ich das Shirt wieder darüber rutschen lasse und mit zitternden Fingern nach dem Plastikdings greife. Eine einsame Schweißperle rinnt mir an der Schläfe herunter, während ich voller Angst dabei zuhöre, wie ein wenig Urin auf die Wände der Kloschüssel trifft und über das Dings in meiner rechten Hand läuft. Ich bringe kaum mehr als ein paar Tropfen heraus, so sehr ich auch presse. Rasch versiegen sie und ich ziehe meine Hand zwischen den Beinen hervor. Ich greife nach den Taschentüchern, die ich extra mitgebracht habe und als ich fertig bin, ziehe ich mir meine Jogginghose wieder auf die Hüften und schließe den Klodeckel. Die Kühle des gesprungenen Plastiks dringt durch meine Jogginghose und umschließt den Kometen in meinem Bauch wie mit einer kalten Hand. Minutenlang bleibe ich so sitzen, die Beine angezogen und das Kinn auf meinen Knien, während ich die Tür anstarre, die im leichten Wind auf und zu schlägt. Ich fröstle und fühle mich plötzlich so einsam, dass ich die Augen schließe und wieder an die Marshmallowabende denke. Ich würde jetzt gerne irgendwen anru-

fen, aber ich weiß nicht wen. Außerdem liegt mein Handy in der Hosentasche der Jeans, die in meinem Zimmer über dem Stuhl hängt. Der Gedanke an die Marshmallows und an den verbrannten Geschmack auf der Zunge nimmt mir aber wenigstens ein bisschen von der Einsamkeit. Auch wenn ich immer noch Angst habe. Das Plastikdings liegt direkt neben mir und eigentlich weiß ich, dass die Zeit schon längst um ist. Ich müsste es jetzt nur ansehen und dann wüsste ich Bescheid. Vielleicht war es aber doch zu wenig benetzt. Vielleicht habe ich doch noch nicht lang genug gewartet oder vielleicht ist es beim Transport schon kaputt gegangen. Ich atme tief durch und greife danach – drehe es zwischen meinen Fingern hin und her und drehe es schließlich so, dass ich das schmale Fenster sehen kann, das über mein Leben entscheidet. Der Wasserfall ist wieder da, aber diesmal lauter. Er schießt durch meinen Kopf und ich spüre, wie er all meine Gedanken mit sich fortreibt. Das, was da in dem schmalen Fenster erscheint, macht meinen Kopf leer und lässt mich selbst den verbrannten Marshmallowgeschmack schlagartig vergessen. Ich vergesse alles. Nur noch das kleine, rosa Plus füllt meinen Kopf aus und breitet sich auf jede einzelne Zelle meines Körpers aus, bis ich mich selbst schon wie

ein einziges rosa Plus fühle. Jetzt ist es klar. Ein rosa Plus. Ich bin ein rosa Plus. Oder der Komet in mir. Der Komet ist ein rosa Plus. Er ist einfach so in meinen Körper gedrungen, eingeschlagen und hat alles um sich herum dem Erdboden gleich gemacht. Jetzt gibt es nur noch ihn, in einer leeren Wüste, über der er einsam und alleine schwebt und mir mit seinem Feuer die Eingeweide verbrennt. Wie kann er das einfach so entscheiden? Wie kann er einfach so entscheiden vom Himmel auf mich zu zufliegen, sich in mir auszubreiten und sich mit all seinen Feuerfingern in meinem Körper fest zu krallen? Mit welchem Recht reduziert er mein ganzes Leben auf dieses kleine, rosa Plus? Wie kann er das nur tun? Erst jetzt bemerke ich, dass ich den Test zu Boden geworfen habe und mit beiden Armen meinen Bauch umklammere. Ich halte den Atem an und lege eine Hand auf mein Shirt, aber ich höre den Kometen nicht und fühle auch nicht wie er sich bewegt. So ein heimtückischer Komet. Ich kann ihn noch nicht einmal richtig fühlen und dennoch weiß ich, dass er da ist. Auch ohne das rosa Plus hätte ich es gewusst.

Der Komet ist ganz still, als ob er abwarten würde, was ich als nächstes tun werde. Auch ich bin ganz still. Beide warten wir ab und horchen aufeinander wie zwei Raub-

katzen, die sich stumm umkreisen. Immer darauf vorbereitet, dass der andere im nächsten Moment aufspringt und angreift. Ich weiß nicht, was ich nun anfangen werde und ob ich Papa von allem erzähle. Vielleicht warte ich einfach noch ein wenig. Ich weiß es nicht.

Für den Moment sitze ich einfach nur da, in dem einsamen Baustellenklo im Park und fühle den Kometen in mir. Diesen kleinen Kometen, der genau wie ich da sitzt und darauf wartet was als nächstes geschieht. Es ist zwar unwahrscheinlich und unlogisch und überhaupt eigentlich nicht möglich, aber in diesem Moment, aber genau in diesem Moment verspüre ich den leichten Geruch nach verbrannten Marshmallows. Da muss ich lächeln. Und langsam hebe die Hand, um sie vorsichtig auf meinen Bauch zu legen. «Kein Angst kleiner Komet. Keine Angst. Ich pass auf dich auf.»

## Die Rache der Natur

Forscher hatten es schon vorausgesehen, dass es passieren würde. Doch keiner wollte es glauben. Obwohl unser Geographielehrer dauernd davon sprach, hatte niemand geahnt, dass er so schnell kommen würde, und überhaupt, dass es so ein Abenteuer geben würde. Und doch ist er gekommen. Dieser große, gefährliche Komet.

Es war an einem Montagmorgen, im Geographiekurs der 9. Klasse. Herr Krause war gerade dabei, ein Stück Kreide zu nehmen, um uns an der Tafel klarzumachen, wie eine Sternschnuppe entsteht, als er plötzlich, ganz plötzlich verschwand und die Kreide zu Boden fiel.

Es gab einen Schrei, und jeder drehte sich zu Jenny um. «Peter! Er ist plötzlich verschwunden, als ob er sich in Luft aufgelöst hätte» Und es stimmte. Peter war auch weg. Auf einmal rannten alle aus dem Klassenzimmer hinaus in den Flur, wo anscheinend alle anderen Klassen auch keine Lehrer mehr hatten. Panik war in allen Augen zu sehen. Doch Patrick schrie plötzlich auf: «Ruuuhheel!» Das Geschrei hörte auf. Es herrschte Stille. Patrick machte weiter: «Wir haben alle bemerkt, dass etwas ungewöhnliches passiert ist. Außer den Lehrern ist bei uns noch jemand anderes verschwunden. Ist bei euch auch

jemand anderes verschwunden?» «Der Jonas!», schrie einer. «Die Anita!», schrie ein anderer. Und schon fingen die Gespräche wieder an. «Stopp!», schrie Patrick. «Wenn wir so weitermachen, kommen wir zu keinem Ergebnis! Wie alt waren sie?» «Jonas ist vor einer Woche 15 geworden.» «Anita war fast 16.» «Das hatte ich mir doch gedacht...», murmelte Patrick. «Wieso sind die aus der Oberstufe nicht hier? Wieso ist der Schulleiter nicht hier? Alle Menschen über 15 sind verschwunden! Ich denke, wenn ihr jetzt nach Hause geht, werdet ihr merken, dass eure Eltern genauso wenig anwesend sind, wie die Aufsicht hier, oder der Fahrer, dessen Auto auf einem Baum geprellt ist! Habt ihr etwa nicht aus dem Fenster geschaut? Wahrscheinlich sind wir Kinder jetzt die Einzigen im Land, oder schlimmer, auf der ganzen Erde!» Niemand sagte etwas. Jeder grübelte nach, und bemerkte, dass es die einzig mögliche Lösung war. «Aber wieso?», fragte mit zitternder Stimme ein schüchternes Mädchen, deren Augen ganz feucht waren. «Ich weiß es nicht», gab er zu, und ging aus dem Gebäude.

Nach einigen Stunden, als alle noch existierenden Schüler gegangen waren, saß Patrick draußen im Park auf

einer Bank. Er dachte darüber nach, was sie machen sollten, jetzt, da es keine Erwachsenen mehr gab. Er holte sein Handy aus der Tasche und steckte sich Kopfhörer in die Ohren, um ein bisschen Radio zu hören, doch aus den Kopfhörern kroch nur ein dumpfes Brummen heraus. Da es keine Erwachsenen mehr gab, konnte es auch kein Radio mehr geben. Er steckte die Kopfhörer wieder in die Tasche und überlegte. Er musste dem Geheimnis auf die Spur gehen, denn so konnte es eindeutig nicht weitergehen.

Er hörte Schritte. Ein Mädchen kam auf ihn zu. Es war Rebecca. Sie setzte sich neben ihn auf die Bank und sprach: «Weißt du, ich habe nachgedacht. Wenn so etwas passiert, dann gibt es einen Grund. Es muss jemand daran Schuld sein... Oder etwas...» Patrick horchte auf: «Was meinst du mit <Etwas>?» Rebecca sah auf und erzählte weiter: «Also, weißt du, ich will später mal Forscherin werden und ich kann auch schon viel...» Patrick unterbrach sie: «Ja, aber komm nun schon zum Wichtigsten!» Rebecca schaute ihn mit großen Augen an, sodass er schwieg. «Also, ich kann schon manches, wie zum Beispiel ausrechnen, wann ein Komet kommt. Und der letzte Komet, der auf die Erde gestürzt ist...» «...kam heute

Morgen!», endete Patrick den Satz. Rebecca nickte: «Und ganz in der Nähe von hier!»

Doch gerade, als Patrick etwas erwidern wollte, hörten sie ein lautes Schluchzen, so als ob ein Baby schrie. Sie standen auf, und schauten sich bedrückt an. Sie rannten durch die Straßen und hielten schließlich vor einem Haus an, aus dem das Schluchzen kam.

Rebecca machte ohne groß nachzudenken die Tür auf, die zum Glück nicht verschlossen war. Sie rannte dem Schluchzen hinterher, gefolgt von Patrick, bis sie zu einem Zimmer gelangten, in dem ein kleiner Junge auf dem Boden saß. Neben ihm lagen bunte Papiere, Pappe, Wolle, das ideale zum Basteln, aber auch eine Schere. Das Kind blutete heftig am Daumen, wo es sich ohne Zweifel geschnitten hatte. Patrick kniete sich neben den Knaben hin und sagte: «Sei ganz ruhig! Wir tun dir nichts! Wir wollen dir nur helfen!» Er nahm den Jungen am Arm und holte ein Pflaster aus seiner Tasche, das er sorgfältig auf der Wunde befestigte. «Es ist alles wieder gut!», sagte er, und das Kind wagte ein Lächeln. «Wie heißt du?» «Felix», antwortete er. «Aber, wo ist Mama?», fragte der Knabe dann. Patrick und Rebecca sahen sich an. «Sie ist

auf Reisen und dann bringt sie dir etwas Süßes mit!», sagte sie schüchtern, «doch sie wird wiederkommen!», und leiser, kaum hörbar, sagte sie noch: «Vielleicht ...»

Im Kühlschrank der Familie waren genügend Vorräte für eine Woche. Inzwischen hatten sich auch zwei andere Kinder der kleinen Gruppe angeschlossen. Ein 8-jähriges Mädchen, Hannah, mit ihrem kleinen Bruder David. Jeden Tag gingen Patrick oder Rebecca zum total leeren Supermarkt und bedienten sich in den Regalen, um den anderen etwas Essen zu bringen.

Eines Tages war Patrick dran, Essen zu holen. Als er zurückkam, war Rebecca weg. Sie hatte den jungen Felix mitgenommen und war abgehauen. Hannah erklärte schluchzend: «Sie hat gesagt, dass es sich nicht lohnt, einfach hier zu bleiben und nichts zu untersuchen. Sie hat gesagt, sie will jetzt gehen, um nach einem Kometen zu suchen, und dann hat sie Felix mitgenommen und ist losgewandert.»

Patrick konnte es kaum glauben. Dass Rebecca sich einfach so aus dem Staub machte, gehörte sich nicht! Daher entschloss er sich: «Morgen früh werden wir auch losziehen und diesen verdammten Kometen finden!»

In dieser Nacht schlief Patrick nicht gut. Er hörte David weinen und Hannah, die versuchte, ihn zu trösten. Er träumte, dass sie den Kometen fanden, und dass um den Kometen alle Erwachsenen saßen und auf die Kinder warteten, dass alles nur ein Test gewesen war. Doch dann träumte er, dass auf einmal Hannah und David weg waren, und dass sie tot neben dem Kometen lagen. Die Vorstellung, alleine zu sein, fühlte sich schrecklich an. Wenn er mal alleine war, wusste er, dass seine Eltern oder seine große Schwester da waren und ihn unterstützten, doch jetzt? Er hatte kaum Freunde, die immer für einen da sein wollten. Schließlich schlief er ein, trotz seiner Vorstellungen ...

Am nächsten Morgen machten sich Hannah, David und Patrick auf den Weg. Sie hatten keine Ahnung, wo sie hingehen sollten und beschlossen, nach Norden zu gehen. Sie kamen schließlich zu einem Wald, wo sie Rast machten. Da entdeckte Hannah ein rotes Tuch, das an einem Baum befestigt war. Aber... war das nicht Rebeccas Tuch? Doch! Dieser rote, dünne Schal war eindeutig Rebeccas! Patrick meinte: «Sie muss ihn hier als Wegweiser gelassen haben. Sie hat ihn nicht einfach verloren, denn

so ein Knoten kann nur ein Mensch machen! Sie hat gehnt dass wir kommen!» Doch, um darüber nachzudenken war keine Zeit, sie mussten sich so schnell wie möglich auf den Weg machen. Patrick ging voraus, gefolgt von Hannah und David, die Hand in Hand, fleißig weiterliefen. David erzählte, dass sie in diesem Wald immer spazieren gingen, und dass es am Ende dieses langen Weges eine große Wiese gab.

Diese Wiese erreichten die Kinder auch bald. Doch, es war nicht so wie in Davids Erinnerung. Jetzt war kein Gras mehr zu sehen, alles war ausgetrocknet und verbrannt. Die vielen Blumen, die alles ganz bunt gemacht hatten, waren nicht mehr da, stattdessen nur noch verkohlte Erde.

Ungefähr 10 Meter vor ihnen lag ein großer, schwarzer Felsbrocken. Der Komet!

Patrick schrie vor Erleichterung auf: «Wir haben ihn gefunden! Den Komet!»

Er sah, wie David auf den Komet zu rannte, wie er seinen Arm nach den Felsbrocken ausstreckte und... und... von dem Komet... verschlungen wurde. Es konnte nicht wahr sein. Hannah lief ihrem Bruder hinterher, weinend

und brüllend, doch Patrick hörte nichts mehr. Es war so, als ob alle Kraft aus ihm herausgewichen war. Das letzte was er noch vernahm, war, dass Hannah auf dieselbe Art wie ihr Bruder verschwand. Vor Schreck fiel er hin und schlief schließlich ein.

Als er aufwachte, war es schon dunkel. Wie lang hatte er geschlafen? Wie viel Uhr war es? Er rieb sich die Augen und allmählich wurde es klarer um ihn. Er schaute sich um und sah die verkohlte Erde, und vor ihm, den Kometen. Alles kam ihm wieder in den Sinn. Er erinnerte sich, wie David und Hannah verschwunden waren und wie er zu Boden gefallen war. Er dachte nach. Wie kam es, dass Menschen von diesem Kometen «gefressen» wurden? Er warf einen Stein auf den Felsbrocken, doch der Stein prallte zurück und landete ein bis zwei Meter vor ihm auf dem Boden. Es kam ihm vor, als kämen Stimmen aus dem Kometen. Er horchte genauer hin. Und – tatsächlich – er hörte Davids Stimme, Hannahs Stimme, die Stimmen ihrer Eltern und unzählige andere. Doch eine Stimme quoll besonders hervor: «Patrick! Hör mir zu! Ich bin's, Rebecca. Ich flehe dich an: Bleib weg vom Kometen und komme nicht näher! Du musst versuchen, uns alle zu ret-

ten! Ich vertraue dir. Als ich dich zum ersten Mal gesehen habe, wusste ich, dass wir zusammen gehören... Ich liebe dich! Über alles. Ich weiß, dass du es schaffen kannst!» Patrick war erschrocken. So etwas hatte noch nie jemand zu ihm gesagt. Tränen wichen ihm aus den Augen. Was konnte er tun? Er dachte nach. Er musste gehen, doch irgendwie fühlte er sich gezwungen, hier zu bleiben. Er wollte aufstehen, konnte es aber nicht. Er spürte, wie ihn jemand am Hinterkopf heftig schlug und dass er zu Boden stürzte. Er fiel in einen unendlichen Schlaf, in dem er weder nachzudenken noch zu kämpfen brauchte.

### *Epilog*

Mein Name ist Jürgen Welsch. Ich bin 23 Jahre alt und wohne mitten in einem Wald in einer kleinen Hütte. Von außen sieht diese Hütte ganz gewöhnlich aus, doch innen ist es alles andere als normal: Unmengen von Elektrokabeln, Computern und Bildschirmen. Ich arbeitete daran, die Natur wieder zum Leben zu erwecken, die von den Menschen mit ihren Autos, ihren Fabriken und Flugzeugen großen Schaden genommen hat. Deshalb beschloss ich, alle Menschen über 15 zu vernichten. Ich saß vor meinem Computern und dachte nach...

Dann stürzte zu meinem Glück ein Komet aus dem Weltall direkt auf eine Wiese, auf der ich manchmal bei gutem Wetter schlief. Ich beschloss, ihn so zu verändern, dass alle Erwachsenen von ihm verschlungen würden. Der erste Teil meines Plans war fertig. Keine Erwachsenen mehr. Doch nun musste ich den Kindern zeigen, wie man ohne Eltern überlebt. Deshalb machte ich mich ganz klein und schlich mich als Jugendlicher unter die anderen ein. Schon bald wurde eine Gemeinschaft gegründet, in der gemeinsam gegessen, geschlafen und diskutiert wurde. Es gefiel den Kindern ganz gut und sie wollten nicht unbedingt, dass ihre Eltern zurückkamen.

Doch alle Kinder waren nicht so dumm! Rebecca, Patrick, David, Hannah und Felix. Diese Bande war so dickköpfig! Sie wollte nicht ohne ihre Eltern leben und wollte unbedingt wissen, was los war. Daher musste ich sie auch vernichten. Ich steckte in den Kometen ein Haar von jedem, sodass sie von ihm angezogen wurden. Schon bald waren vier der Kinder weg, doch Patrick blieb stur. Ich musste eingreifen. So schlug ich mit einem spitzen Stein auf seinen Hinterkopf und er prallte auf dem Boden. Dann ging ich zu den Kindern, die mich schon gesucht hatten. Ich konnte endlich die perfekte Welt gründen, die ich mir vorstellte.

## Spuren im Staub

Nun stand es endlich vor ihm. Gewaltig, alt, düster. So hatte er sich sein neues Zuhause nicht vorgestellt. Wohin hatten seine Eltern ihn nur verschleppt? Er wusste ja, dass sie nicht in ihrer alten Stadt bleiben konnten. Dort hatten ihn die mitleidigen Blicke der Wissenden und der Spott der Unwissenden gequält.

Im Lichtstrahl des Fensters wirbelte der Staub. Er hatte wohl beim gedankenverlorenen Erkunden den Dachboden erreicht. Kisten über Kisten, ein alter Stuhl, eine verstaubte Kommode und überall Bücher. Für ihn ein Raum zum Wohlfühlen. Sein Blick fiel auf einen Spiegel. Er mochte sein Gegenüber nicht. Die blasse Haut und der kahle Kopf. Diese traurigen Augen, die ihm ohne Wimpern und Augenbrauen entgegenblickten, waren einfach unerträglich. Um sich nicht mehr sehen zu müssen, griff der Junge sich schnell eines der Bücher heraus und hoffte eine Welt zu finden, in die er sich flüchten konnte. Noch bevor er es aufgeschlagen hatte, rief es von unten mit bedrückter Stimme: «Komm, du musst zur Klinik.» Natürlich. Dies war ja schließlich der Hauptgrund für den Umzug. Nun musste er für die Chemo nicht mehr so weit fahren.

In der Nacht kehrte er auf den Dachboden zurück. Er machte es sich mit einer Decke auf dem alten Stuhl ge-

mütlich. Eine Kerze neben ihm erhellte das Buch vom Vormittag und gab gerade genügend Licht für eine Seite. Dort stand ein kleines Gedicht.

Erstrahlt in dunkler Nacht  
auf einer ew'gen Reise  
erschieden unter Sternen Wacht  
verschwunden, ganz leise.

Die Flamme schien nur noch auf das aufgeschlagene Buch, während sich die Spur des Jungen im Staub verlor. In dieser Nacht verschwand der Junge, während ein Leuchten an den Sternen entlang streifte.

Nur noch der Titel des Gedichtes schimmerte golden im Kerzenlicht. «Der Komet»

## Autorinnen und Autoren

### Marie Acker

Ich heiße Marie Acker und besuche ein deutsch-französisches Gymnasium in der Nähe von Paris. Meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Franzose, und ich habe fünf Brüder und zwei Schwestern. Lesen habe ich alleine gelernt, und



wenn ich mich recht erinnere, habe ich mit fünf angefangen kleine Geschichten zu schreiben. Gerne schreibe ich auch Gedichte. Am Schreiben gefällt mir, dass man alles schreiben kann, was man will, dass man sich ungehemmt ausdrücken kann. Es ist ein großes Gefühl der Freiheit, allen seinen Gedanken und Ideen zu folgen. Ich bevorzuge es, wenn von Anfang an ein Titel oder ein Thema, wie beim Schülerschreibwettbewerb, vorgegeben ist. Das spornt meine Fantasie an.



### Mirjam Ahrens

aus Schwarzenbach am Wald ist 13 Jahre alt. Sie schreibt schon seit einigen Jahren kleine Geschichten, die sie auch gerne an Familie und Freunde verschenkt.



### Mara Biebow

Ich bin 16 und Schülerin. Derzeit besuche ich die 10. Klasse eines Gymnasiums. Seit etwa zwei Jahren beschäftige ich mich ernsthaft mit dem Schreiben. Wenn ich am PC sitze, ein leeres Word-Dokument vor mir, kann ich in eine ganz andere Welt eintauchen. Außerdem

finde ich es faszinierend, wie man mit wenigen Worten eine große Wirkung erzielen kann. Aber nicht nur das Schreiben hat es mir angetan. Ich zeichne auch sehr gerne. Und wenn ich nicht gerade am Schreibtisch sitze, findet man mich am ehesten auf dem Pferderücken oder mit unserem Hund in der Natur unterwegs.

### Mascha Buchwald

Ich wurde vor 14 Jahren in Berlin geboren, doch unsere Familie zog vor knapp vier Jahren nach Bayern. Ich bin das Älteste von fünf Kindern und meine Liebe gilt, neben meiner Familie, den Büchern. Den Anstoß zum Schreiben erhielt ich überraschenderweise in der Schule. Anfang der sechsten Klasse kam mir und einer sehr guten Freundin die Idee zu einer Geschichte, an der wir immer noch mit viel Freude arbeiten. Dies war der Zeitpunkt an dem ich anfang, auch meine eigenen Texte zu verfassen. Was mir am besten am Schreiben gefällt, sind die Möglichkeiten, Gefühle und Empfindungen zu verbildlichen, sie greifbar zu machen. Nichts macht so viel Spaß, wie sich in andere Menschen hineinzuversetzen und genau das kann ich beim Schreiben, mich in andere Charaktere hineinversetzen. Mein Vorbild ist dabei Silvana de Mari, die Autorin von dem Buch «Der letzte Elf» und dessen Fortsetzungen.



### Celine Caly

Ich bin 15 Jahre alt und gehe ins Gymnasium Kirchseeon, was in der Nähe von München liegt. Zu meinen Hobbys gehören neben dem Schreiben, Lesen, Taekwondo, Tanzen und das Zeichnen und Malen. Mein Traumberuf ist nicht Autorin zu werden, sondern mich der Architektur oder dem Kommunikations-Design widmen zu können.

Wie viele andere auch kam ich erst durch das Lesen von einem Haufen von Büchern zum Schreiben. Meine Ideen sind oftmals in einem großen Gedankenstrudel gefangen und wenn ich schreibe, schaffe ich es sie zu daraus zu befreien. Außerdem liebe ich auch die kleinen Details im Leben, die eine größere Bedeutung bekommen, wenn sie genauso Wörter sind, wie die großen Sachen.

### Rania Daoudi

Ich bin 14 Jahre alt und besuche die achte Klasse des Max-Planck Gymnasiums in Rüsselsheim. Ich bin in Wiesbaden geboren und lebe in Rüsselsheim. Ich schreibe, seit ich in der dritten Klasse bin.

Ich möchte die Leute mit meinem Texten zum Nachdenken bringen, unterhalten oder ihnen einfach nur die Chance geben, phantasieren zu können. Ich will die Worte ganz anders definieren, als sie in jedem Wörterbuch stehen, sodass meine Leser ein Gespür dafür bekommen, wofür das Schreiben da ist: Zum Neuerfinden, zum Erschaffen, zum Träumen.



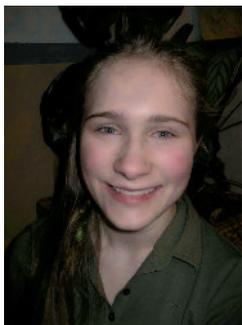
### Saskia Dauth

Die erste von mir erfundene Geschichte stammt aus dem Kindergarten, wo ich sie meiner Betreuerin diktieren habe. Seit ich selbst schreiben kann, halte ich meine Ideen auf Papier fest. Vermutlich hat mich meine Leidenschaft am Lesen zum Schreiben inspiriert, der Gedanke, selbst etwas nur durch meine Gedanken und einen Stift zu erschaffen und damit nicht nur meiner Fantasie freien Lauf zu lassen, sondern auch bei anderen Menschen Emotionen auszulösen. Egal in welchem Alter, das Schreiben ist für mich eine Insel, auf der ich isoliert und in Ruhe, doch nie allein bin.



### Magdalena Dörfler

Ich bin 14 Jahre alt und gehe in die Klasse 8d des Graf-Münster-Gymnasiums Bayreuth. Ich wohne mit meinen Eltern und Geschwistern in Bindlach. Am liebsten bin ich draußen in der Natur unterwegs. Meine Hobbies sind Lesen, Klettern, Handwerken, Fahrrad- und Ski fahren und auch (Erlebnis-) Geschichten schreiben. Seit ich lesen und schreiben kann, habe ich mir Geschichten ausgedacht und festgehalten. Deswegen hatte ich auch sofort beim Lesen der Überschriften des Wettbewerbs Ideen, die ich einfach erst einmal schriftlich festhalten musste. So ist schließlich auch die Geschichte «Arinju» entstanden.



### Leon Fichtner



Ich wurde im Oktober 1996 in Bayreuth geboren und wohne mit meinen Eltern, meinem großen Bruder, einigen anderen Verwandten und zweieinhalb Katzen in der Nähe des Festspielhauses. Mein Wohnort Bayreuth, aber auch die vielen Bücher in unserem Haus weckten das Interesse an Richard Wagner, Jean Paul, Geschichte und Geschichten an sich. Sport (Basketball und Skifahren), meine Freunde und natürlich die Schule hielten mich bisher vom Schreiben meines ersten Romans ab. Das Lesen des Originals, die Analyse der Persönlichkeit des Giannozzo und vor allem der Schreibstil Jean Pauls haben mir Spaß gemacht, so dass ich mich an einer Fortsetzung der Geschichte versucht habe.

### Amelie Gabard

Ich bin zwölf Jahre alt und wohne in Frankreich. Ich bin in Deutschland geboren, aber danach mehrmals nach Wien, Frankreich und Deutschland umgezogen, denn ich bin Halbfranzösin, weil mein Vater französische Eltern hat. Ich gehe ins Lycée International in der Nähe von Paris. Dort lerne ich Deutsch wie in einer normalen deutschen Schule. Ich liebe Pferde und verbringe oft meine ganze Freizeit im Reitstall. Ich schreibe eigentlich nicht wirklich Geschichten, meistens habe ich plötzlich eine Geschichte im Kopf und schreibe sie dann auf. Ich hasse Aufsätze, weil man mir da vorschreibt, was ich tun soll. Wenn ich meine Geschichten schreibe, mache ich es, wie es mir passt.





### Lisa Gerst

Ich bin 14 Jahre alt. Zu Hause bin ich in Berkenbrück, einem kleinen Ort in der Nähe von Fürstenwalde/Spree. Diese Stadt liegt ihm Osten von Brandenburg. Dort lebe ich mit meinen Eltern, Torsten und Andrea und meiner kleinen Schwester

Nora. Ich gehe auf das Geschwister-Scholl Gymnasium in Fürstenwalde in die 9. Klasse. Angefangen zu schreiben habe ich in der 5. Klasse mit kurzen Fantasygeschichten. Was mich am Geschichten schreiben so fasziniert ist, dass ich mir alles ausdenken kann, die Welt in der die Menschen und Wesen leben, wie sie mit anderen Menschen oder Wesen umgehen, welche schicksalhaften Begegnungen sie haben werden, das alles liegt allein in meiner Hand. Im richtigen Leben kann man das nicht so gut und in meinen Geschichten kann alles passieren, und das finde ich einfach klasse.

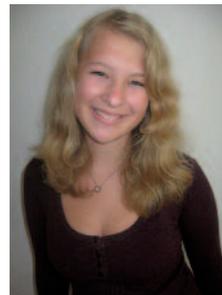
Alle Welt nennt mich

### Michael Geymeier

oder kurz Micha. Ich bin 16 Jahre alt, komme aus Schönwald, was nicht weit von Jean Pauls Lebensstationen Wunsiedel und Schwarzenbach liegt, und gehe auf das Gymnasium, in dem einst auch der Master himself die Schulbank drückte. Geschrieben hab ich eigentlich schon immer nebenbei, mal Gedichte, mal Kurzgeschichten, aber meist mit Humor und eher skurrilen Themen – schließlich ist es langweilig, immer nur eine Wiese abzugrasen und das zu beschreiben, was schon 1'000 Dichter zuvor



besungen haben. Deshalb versuche ich manchmal, etwas total Absurdes mit einer tiefsinnigen Aussage zu verbinden, wie ich das auch in der Wettbewerbsgeschichte getan habe. Wenn ich mal nicht schreibe, befinde ich mich im Abistress, oder erzeuge Musik. Entweder durch das Drücken von Tasten, oder mithilfe von Bleistift und Radiergummi.



### Julia Antonia Lachacz

Ich bin 15 Jahre alt und lebe in einer Kleinstadt namens Lemgo, in NRW. Ich gehe in die 10 Klasse der Realschule Lemgo und habe vor, danach das Abitur zu machen. Schreiben tue ich seit ich in der 3. Klasse bin und es ist mein Lebenstraum, einmal eine richtige Schriftstellerin zu werden. Das ich zum Schreiben gekommen bin, habe ich einen Großteil meiner Mutter zu ver-

danken, die mich immer wieder ermutigt hat, kreativ zu sein, um schon als kleines Kind Gefallen an der deutschen Sprache zu finden. Danke! Angefangen hat es bei mir mit Kurzgeschichten vom Osterhasen und Fantasygeschichten. Als ich dann älter wurde fing ich an auch Gedichte zu schreiben und mich mit philosophischen Themen zu beschäftigen. Was mich am Schreiben so fasziniert, ist die Kreativität, die Gedankenfreiheit und die Möglichkeit etwas zu schaffen, das es in der realen Welt gar nicht gibt. Abgesehen vom Schreiben bin ich eine richtige Leseratte und verschwinde gern und gut zwischen den Zeilen meiner Bücher.



### **Kathrin Neuber**

Ich bin 14 Jahre alt und seit meiner Geburt in Bayreuth wohnhaft. Zur Schule gehe ich in das Graf-Münster-Gymnasiums. Ich habe zwei Schwestern. In meiner Freizeit tanze ich Ballett und spiele Oboe. Außerdem lese ich gerne Mädchengeschichten, Fantasiegeschichten und englischsprachige Bücher. Schon seit ich schreiben kann, verfasse ich gerne Kurzgeschichten.

Während ich schreibe, verliere ich jegliches Zeitgefühl und vergesse, wo ich gerade bin. Am besten gefällt mir, dass ich meiner Fantasie freien Lauf lassen kann und mir keine Grenzen gesetzt werden. Ich schreibe Geschichten, weil es mir Spaß macht meine Gedanken in Worte zu fassen.

### **Florian Leander Nowotnick**

Ich bin 14 Jahre alt und in Orsay, im Département Essonne in Frankreich, geboren. Meine Eltern sind beide Deutsche und zogen 1997 aus beruflichen Gründen nach Frankreich. Wir wohnen in Montigny le Bretonneux im Großraum Paris, nicht weit von Versailles entfernt und ich gehe in 8. Klasse des deutsch-französischen Gymnasiums (Lycée Franco-Allemand) in Buc. Ich bin zweisprachig aufgewachsen; zuhause sprechen wir eigentlich nur Deutsch und außerhalb, mit meinen Freunden, beim Sport, beim Klavierunterricht oder bei den Pfadfindern spreche ich meistens Französisch. Ich gehe eigentlich gern zur Schule und bin dort auch recht gut. Da in Frankreich Ganztagschule ist, bleibt mir nicht so viel Freizeit. Trotzdem rudere ich und spiele Badmin-



ton; ich spiele Klavier und lese gern (Fantasy, Krimis und Bücher mit geschichtlichem Hintergrund) und spiele gern Gesellschaftsspiele oder am Computer. Ich bin seit 5 Jahren bei den Pfadfindern (Scouts et Guides de France). Bisher habe ich noch keine Geschichten geschrieben, außer als Hausaufgabe oder in der Schule. Unsere Deutschlehrerin hatte von dem Wettbewerb erfahren und uns die Aufgabe gestellt, eine Geschichte gemäß den Bedingungen zu schreiben. Am Ende hat sie angeregt, einige davon einzusenden.

### **Zazie-Charlotte Pfeiffer**

Hallo! Ich bin siebzehn Jahre alt und wohne in Köln-Ehrenfeld. Im Moment mache ich gerade mein Abitur und würde danach unglaublich gerne Medizin studieren, aber erst einmal will ich die Welt kennen lernen. Reisen hat für mich eine ganz große Bedeutung und macht mich in Kontakt mit Tieren, verschiedenen Kulturen, Natur und manchmal auch einfach gemeinsam mit der Einsamkeit immer wieder glücklich und dankbar. Das Leben ist so vielfältig und wunderschön, dass ich es immer wieder freudig entdecke und zuweilen auch gerne um 180 Grad wende. Schreiben bedeutet für mich Freiheit. Kurzgeschichten schreibe ich erst seit ca. einem halben Jahr, aber dennoch hat mich gerade diese Art zu schreiben von Anfang an fasziniert, weil ich so viele Ideen und auch einfach mal spontane Eindrücke darin verarbeiten und entdecken kann. Wenn ich etwas schreibe, denke ich nicht darüber nach wie ich es jetzt am besten aufbauen könnte, sondern ich versuche ein Gefühl, einen Gedanken oder schlichtweg eine Stimmung aufzugreifen und daraus etwas zu formen. Das bedeutet alles für mich. Freiheit, Glück und das Gefühl, etwas von ganzem Herzen zu lieben. Schreiben ist der Weg in die Welt!





### Milena Plamper

Ich bin 13 Jahre alt und in Marktredwitz geboren, war zuerst in Bayreuth und dann in Helsinki in der Grundschule und lebe seit 2009 in Aachen, wo ich das Couven Gymnasium besuche. Meine Vorliebe fürs Schreiben habe ich während unseres zweijährigen Auslandsaufenthalts in Finnland entdeckt. Wir hatten an

der Deutschen Schule dort viele Schreibprojekte. Seit ich mich erinnern kann, liebe ich Bücher und alle Arten von Geschichten. Vor zwei Jahren war ich deshalb auch beim Aachener Vorlesewettbewerb in der Endrunde dabei. Es macht mir einfach Spaß, in verschiedene Welten einzutauchen und unterschiedlichste Charaktere «kennen zu lernen». Doch am meisten Spaß macht es mir, wenn ich mir das alles selbst ausdenken kann ...

### Anna Reindel

166 Jahre nachdem Goethe seinen Faust II beendet hatte, wurde im Norden Bayerns ein kleines Mädchen geboren und Anna Reindel genannt. Diese wuchs zu dem inzwischen 15 Jahre alten Wesen heran, welches ich heute Ich nenne. «Ich» wird von anderen des Öfteren als angenehm verrückt und verträumt bezeichnet und definiert sich selbst als verrückt nach Tee, Yoga und verschiedensten Kunstformen. Ich mag zum Beispiel klassische Musik von Debussy, Chopin, Tchaikovsky, van Beethoven, bewundert Van Goghs Bilder und liebt Bücher – vor allem von Größen der letzten beiden Jahrhunderte, wie Hesse, Kafka, Frisch, Dostojewski, Böll, aber auch Coetzee, Foer, Eugenides und vielen anderen Schriftstellern. Ich wird aber auch gerne selbst



schaffend. Wenn Ich also vom Schaffensdrang überwältigt wird, dann zeichnet Ich oder versucht einige Gedanken aus dem Kopf heraus aufs Papier zu bringen; so entstehen gelegentlich Essays, Gedichte oder andere Arten von Texten. Genau das ist das Schreiben für Ich – ein Versuch Gedanken auszudrücken und Dinge durch ihre Hintergründe zu erklären. Auch der Text «Ein ganz normaler Bürger» ist ein Versuch einen Mann und seine Lebenswelt durch seine Hintergründe zu erklären.

### Ansgar Riedißen

Acht Sätze also über mich, ich in acht Sätzen. Ansgar Riedißen, Renningen, drittes von vier Geschwistern. Seit ich lesen kann, schreibe ich, mit der Zeit immer mehr. Habe schon an verschiedenen Wettbewerben teilgenommen, an Akademien in Marbach, Rust und Stuttgart. Was mir am Schreiben gefällt? Personen, Orte, Gefühle, Beziehungen, Gedanken, Vergangenheiten, Wirklichkeiten, Auswege, Erinnerungen. Begegnungen – und wie daraus ein Text wird: Lyrik, Kurzgeschichten und Erzählungen, aber auch Reportagen und dramatische Texte. Und der achte Satz? Fehlt.



### Julius

Ich bin 12 Jahre alt. Mit meinen Eltern und mit meinem großen Bruder wohne ich in einem kleinen Dorf im Schwarzwald. Zurzeit besuche ich die 7. Klasse der Realschule. Zu meinen Hobbys zählen Fußball, Turnen, Skifahren und etwas mit Freunden unternehmen. Schon in der ersten Klasse hatte ich



großen Spaß, kleine Bücher zu schreiben und dazu zu malen. Beim Schreiben von Geschichten gefällt mir, dass ich das Schreiben kann, was mir in den Sinn kommt.

### **Isabel Schüler**

Ich bin 15 Jahre alt und eine Schülerin der zehnten Klasse eines Gymnasiums in Karlsruhe. Neben dem Schreiben spiele ich Hockey und Volleyball und auch gerne Klavier. Außerdem habe ich eine Leidenschaft fürs Backen und backe gerne mit meiner Oma ihre Rezepte. Mein Traumberuf ist neben Autorin auch Komponistin für Filmmusik, da ich Musik fast genauso sehr liebe wie das Schreiben. Ich schreibe schon seit ich schreiben kann, hauptsächlich Romane, seit drei Jahren aber auch vermehrt Gedichte. Das tolle am Schreiben ist, dass meine Figuren Dinge erleben können, die ich niemals erleben würde und ich Situationen erschaffen kann, die mich alles Andere vergessen lassen. Die Idee zu meiner Geschichte «Sternenreise» bekam ich, als ich in den Bergen unter dem Sternenhimmel lag.



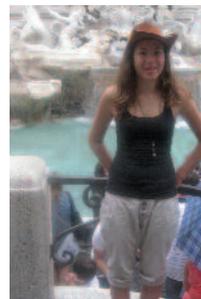
### **Martin Spaett**

Ich bin 1993 geboren und in einem kleinen Ort in der Pfalz namens Neupotz aufgewachsen. Mein Abitur habe ich nun fast abgeschlossen. Auf dem Weg dahin habe ich die Wortmalerei für mich entdeckt. Gedichte zählen zu meinen Favoriten, aber auch kleinere Geschichten fallen mir leicht. Besonders gefällt es mir, der Krea-

tivität freien Lauf zu lassen und neue Welten zu erschaffen; diese fülle ich gerne mit besonderen Stimmungen, Wendungen und Verschleierungen.

### **Rebekka Sterkel**

Ich wurde am 1996 in Heilbronn-Neckgartach geboren und wuchs in der selben Stadt auf. Mein erstes Buch las ich im Alter von sieben Jahren und schon früh war ich begeistert von jeglichem Ausdruck von Sprache. Auf den Wettbewerb bin ich durch meine Deutschlehrerin gestoßen. Am meisten gefällt mir am Schreiben der künstlerische Umgang mit der Sprache, weswegen mir auch beim Lesen der Sprachstil wichtiger ist als der Inhalt.



### **Katharina Wagner**

Ich bin 14 Jahre alt und komme aus Ravensburg. Zurzeit besuche ich die achte Klasse des Welfen-Gymnasiums. Meine Lieblingsfächer sind Kunst und Biologie. Ich habe eine jüngere Schwester, sie heißt Eva und ist 10 Jahre alt. Meine Hobbys sind Lesen, Nähen, Skifahren, Volleyball und Klavier spielen. Am Schreiben mag ich, dass man selbst entscheiden kann, wie die Geschichte ausgeht.

## Die Jury



### **Tabea Amtmann**

Aufgewachsen in Oberfranken, studierte von 1994 bis 2000 Germanistik und Evangelische Theologie für das Lehramt am Gymnasium an der FAU in Erlangen. In den Jahren 2000 bis 2002 Referendariat in Nürnberg, Burgkunstadt und Hof. Seit 2002 ist Tabea Amtmann Lehrkraft am Jean-Paul-Gymnasium Hof. Dort ist sie auch zuständig für die Theaterarbeit (eine Oberstufengruppe und als

Besonderheit ein reine Pantomime- und Schwarzlichtgruppe). Darüber hinaus ist sie Fachbetreuerin für Evangelische Religionslehre und Beratungslehrkraft. Tabea Amtmann ist ehrenamtlich als Prädikantin mit Wort- und Sakramentsverwaltung im Dekanat Wunsiedel tätig und veranstaltet regelmäßige Konzerte für Kinder mit Stadt- und Dekanatskantor Georg Stanek (Lesung und Orgel).

### **Agnes Hammer**

Geboren 1970, wuchs in einem kleinen Dorf im Westerwald auf. Sie studierte Germanistik, Philosophie und Soziologie in Köln, danach war sie über zehn Jahre als Lehrkraft für sozial benachteiligte Schüler/innen an einem Berufsbildungszentrum tätig. Ausbildung zur Anti-Aggressionstrainerin. Ihr erstes Jugendbuch («Bewegliche Ziele») wurde 2008 verlegt. Stipendien u.a.

vom Deutschen Literaturfond e.V. (für «Herz, klopf!») und dem Land NRW (für «Regionalexpress») folgten. Stipendienaufenthalte führten sie nach Paris und Gotha (Thür.). Zweimal war sie für den Hansjörg-Martin-Preis nominiert, zweimal waren ihre Bücher auf



der Liste der «Besten 7 Bücher für junge Leser» (Deutschlandfunk). Zahlreiche Lesungen in Schulen, Literaturhäusern, Stadtbibliotheken und auf Literaturfesten. Außerdem leitet sie Schreibwerkstätten und unterrichtet.



### Julia Knapp

Geboren 1984 in Schwaben, studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Italianistik in Konstanz und Florenz. Auf und hinter der Bühne konnte sie zahlreiche kulturelle Veranstaltungen realisieren, darunter experimentelle Lesungen, literarische Stadtführungen, literaturpädagogische Workshops und szenische Literatur-events. Langjährige Aktivität im Justinus Kerner- und Frauenverein Weinsberg;

Praktika am Goethe-Institut in Mailand und am Deutschen Literaturarchiv in Marbach bereiteten sie auf ihren beruflichen Werdegang vor. Seit 1. April 2011 Geschäftsführerin des Vereins Jean Paul 2013 in Bayreuth. An der Umsetzung von Projekten mit Jean Paul reizt sie die immense Vielfältigkeit des Dichters, der ihre Kreativität immer wieder aufs Neue herausfordert.

### Philipp Riedel

Seit fünf Jahren Wunsiedler mit Leib und Seele. Als Kulturmanager hat er die Wunsiedler Jean Paul Tage und das junge Festival «Jean Pauls Erben» ins Leben gerufen. Als komponierender Künstler be-



fasst er sich schon seit Längerem mit der Schönheit der deutschen Sprache – ein Grund allein, um sich Jean Paul nahe zu fühlen. Vorherige Lebensstationen: Weimar, Hamburg, Dresden und München.

### Christian Schmidt

Geboren 1981 in Nürnberg, studierte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Englische Literaturwissenschaft in Erlangen und promovierte über Jean Pauls Verhältnis zu Jonathan Swift. Nach universitärer Lehrtätigkeit und einem Ausflug in den Kulturbereich arbeitet Christian Schmidt als Werbetexter. Sein liebstes Jean-Paul-Zitat stammt von dem Humoristen Schoppe: «Wahrlich ich decke lieber meinen Steiß als mein Herz auf und bin weniger rot.»



### Iris Wolff

Geboren 1977 in Hermannstadt, Siebenbürgen; Studium der Germanistik, Religionswissenschaft und Grafik und Malerei in Marburg/Lahn; seit 2003 Mitarbeiterin am Deutschen Literaturarchiv in Marbach; seit 2010 Museumspädagogin, mit dem Arbeitsschwerpunkt: Vermittlungsprogramm der Ausstellungen des Schiller-Nationalmuseums und des Literaturmuseums der Moderne; seit 2007 freiberufliche Dozentin, Schwerpunkte: Literarisches Schreiben, Kreativitätsförderung, Film- und Fotokunst; im Juli 2012 erschien ihr Romandebüt: «Halber Stein» im Otto Müller Verlag, Salzburg.

## Der Künstler



### **Peter Fischerbauer**

Maler, wurde 1966 in München geboren und studierte an der Akademie der Bildenden Kunst in München. Neben freien Themen greift er immer wieder zu Literatur, Musik oder Theologie als Inspirationsquelle. So entstanden Bildserien zu Adalbert

Stifter, Thomas Bernhard, Ludwig van Beethoven, Romano Guardini, Sir Edward Elgar, Fritz Löhner Beda, Erich Heller und Thomas Mann. Peter Fischerbauer lebt und arbeitet in München und Horice na Sumave (Höritz im Böhmerwald) in der Tschechischen Republik.



Peter Fischerbauer: Treibhaus

## Der Verein «Jean Paul 2013»

... wurde im Jahr 2009 gegründet, um den 250. Geburtstag Jean Pauls am 21. März 2013 zu einem überregionalen und international ausstrahlenden Ereignis werden zu lassen, Initiativen zu bündeln und deren Resonanzraum zu vergrößern. Namhafte Personen aus Politik, Kunst, Wirtschaft, Handwerk, Kirche, Wissenschaft und Medien konnten für die Mitwirkung im Kuratorium gewonnen werden. Bayern 2 ist Kulturpartner von «Jean Paul 2013». Kulturstatsminister Bernd Neumann hat die Schirmherrschaft für das Jean-Paul-Jubiläumsjahr übernommen.

Um das überregionale Profil des Jubiläums zu stärken, werden zentrale Vereinsprojekte in Kooperation mit Kunst- und Literaturfestivals sowie Jean-Paul-Orten entwickelt: mit Orten, in denen Jean Paul wohnte, wie Weimar, Leipzig, Coburg, Meiningen oder Berlin, und solchen, die er besuchte, wie Halberstadt, Frankfurt a.M., Heidelberg oder München. Das Programmheft zum Jubiläumsjahr und der Veranstaltungskalender auf der Jubiläumshomepage informieren überregional über die vielfältigen Angebote. Auf der Homepage finden Sie außerdem Hinweise auf Neuerscheinungen, spezielle Angebote für Lehrerinnen, Lehrer, Schülerinnen und Schüler und vieles mehr.

*Weitere Informationen bei:*

Jean Paul 2013 e.V.  
Julia Knapp, Geschäftsführerin  
Wahnfriedstraße 1,  
D – 95444 Bayreuth  
Tel. [++49] (0)921-507 096 63  
E-Mail: [info@jean-paul-2013.de](mailto:info@jean-paul-2013.de)  
Internet: [www.jean-paul-2013.de](http://www.jean-paul-2013.de)  
Facebook: [www.facebook.com/JeanPaul2013](http://www.facebook.com/JeanPaul2013)



## Epilog

«Der wichtige Umstand, bei dem uns, wie man behauptet, so viel daran gelegen ist, ihn voraus zu hören, ist nämlich der, dass Wutz eine ganze Bibliothek – wie hätte der Mann sich eine kaufen können? – sich eigenhändig schrieb. Sein Schreibzeug war seine Taschendruckerei; jedes neue Messprodukt, dessen Titel das Meisterlein ansichtig wurde, war nun so gut als geschrieben oder gekauft: denn er setzte sich sogleich hin und machte das Produkt und schenkt' es seiner ansehnlichen Büchersammlung, die, wie die heidnischen, aus lauter Handschriften bestand...»

Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal, 1791

## Dank

Das vorliegende Büchlein vereinigt 24 Beiträge aus dem Schülerschreibwettbewerb «Jean Pauls Taschendruckerei», den der Verein «Jean Paul 2013 e.V.» zum 250. Geburtstag Jean Pauls im Jahr 2013 veranstaltet hat.

Das Projekt verdankt seine Realisierung der großzügigen Unterstützung folgender Institutionen:

- der Oberfrankenstiftung
- der Sparkassen in Oberfranken
- des Literaturportals Bayern, angesiedelt bei der Bayerischen Staatsbibliothek München

Der Verein «Jean Paul 2013 e.V.» dankt außerdem dem Maler Peter Fischerbauer, dass er seine Bilder für diese Publikation kostenfrei zur Verfügung gestellt hat. Herzlicher Dank gebührt Eva Nürnberger, Praktikantin bei Jean Paul 2013 e.V., für die tatkräftige Unterstützung und Begleitung des Projekts.



## Inhalt

Agnes Hammer: 1. Vorrede	5	Katharina Wagner: Der verrückte Arzthund	92
Dr. Stephan Kellner: 2. Vorrede	9	Julia Antonia Lachacz: Manchmal muss es Alfred sein	97
Julia Knapp: Jean Pauls Taschendruckerei Der Wettbewerb	11	Florian Nowotnick: Eine ganz besondere Badereise	106
Iris Wolff: Einführungstext zu «Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch» durch Frau	15	Mirjam Ahrens: Der Badewannentester	112
Leon Fichtner: Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch: Fünfzehnte Fahrt	17	Ansgar Riedißer: Haltestelle	121
Rebekka Sterkel: Das Geheimnis des T. Jenkins	20	Julia Knapp: Einführungstext zu «Der Komet»	127
Kathrin Neuber: Das bunte Luftschiff	26	Magdalena Dörfler: Arinju	129
Tabea Amtmann: Einführungstext zu «Der Maschinenmann»	31	Milena Plamper: Der Komet und sein Einschlag. Eine Hirtengeschichte	134
Mara Biebow: Der Regenbogenschirm	34	Isabel Schüler: Sternenreise	142
Julius: Reich durch einen Einfall	42	Rania Daoudi: Stille, sternlose Nacht	149
Anna Reindel: Ein ganz normaler Bürger	45	Zazie-Charlotte Pfeiffer: Ist da irgendwer?	158
Michael Geymeier: Menschenfarce surströmmen'scher Art	51	Marie Acker: Die Rache der Natur	170
Celine Caly: Maschinelle Täuschung	56	Martin Spaett: Spuren im Staub	180
Lisa Gerst: Das Geschäft der lebenden Maschinen	63	Die Autorinnen und Autoren	182
Mascha Buchwald: Hoffnung	68	Die Jury	196
Amelie Gabard: Die alte Frau Ziegler	75	Der Künstler	200
Saskia Dauth: Transformation	80	Der Verein «Jean Paul 2013»	202
Iris Wolff: Einführungstext zu «Dr. Katzenbergers Badereise»	90	Epilog	204
		Dank	205
		Impressum	208

## Impressum

Weitere Informationen zu dem Schülerschreibwettbewerb «Jean Pauls Taschendruckerei», zum Autor Jean Paul, seinem 250. Geburtstag und zum Verein «Jean Paul 2013» unter:  
[www.jean-paul-2013.de](http://www.jean-paul-2013.de)

Diese Publikation findet sich auch auf der online-Präsenz des Literaturportals Bayern:  
[www.literaturportal-bayern.de](http://www.literaturportal-bayern.de)

Redaktion: Julia Knapp, Eva Nürnberger  
Gestaltung: Bernhard Echte  
Umschlag: Marc Eichner, Wunsiedel

© 2013 by Jean Paul 2013 e.V.  
Wahnfriedstraße 1, D – 95444 Bayreuth  
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany